Allgemeines

Conversations-Taschenlexikon.

Oder

Real-Encyklopädie

der

für die gebildeten Stände nothwendigen Kenntnisse und Wissenschaften.

In alphabetischer Ordnung.

Vierundfunfzigstes Bändchen.

Quedlinburg und Leipzig.

Druck und Verlag von Gottfr. Basse.

1831.

Schelling.

(Beschluß.)

Das wahre und eigentliche Wissen, welches die Philosophie immer hervorzubringen gesucht hat, ist ein in sich selbst begründetes, allumfassendes, sich lebendig (organisch) entwickelndes und seinem Gegenstande vollkommen entsprechendes. Denn die Wahrheit kann nur in der vollkommenen Uebereinstimmung des Wissens mit dem Gewußten bestehen. Indem nun alles Philosophiren von der Voraussetzung ausgehen muß, daß der erkennende Geist wahrer Erkenntnisse fähig sei, so folgt auch, daß das Wissen dem Gewußten, das Subjective dem Objectiven nicht wesentlich entgegengesetzt sein könne, und es darum möglich sei, das wahre Sein der Dinge zu erkennen. S.'s Grundbehauptung ist nun, daß das Wesen des Denkenden und Seienden, der Seele und des Leibes, Ein und dasselbe sei (absolute Identität), diese mithin nur Formen eines und desselben Wesens seien, und so hob er den absoluten Gegensatz zwischen Sein und Wissen, Leib und Seele in Hinsicht des Wesentlichen auf, ohne jedoch damit die Verschiedenheit der Dinge überhaupt aufzuheben. Vermöge dieser wesentlichen Einheit des Wissens und Seins (Identität, oft auch Indifferenz genannt), und weil der Geist seiner Substanz nach den Dingen gleichartig ist, ist der Letztere fähig, die Dinge, wie sie in der Wahrheit oder dem Wesen nach sind, im Erkennen abzubilden. Eine solche Erkenntniß ist keine bloße Reflexion, die auf das Gegebene beschränkt ist, sondern speculative Erkenntniß der Vernunft, welche, indem sie sich durch

intellectuelle (reingeistige und productive) Anschauung über die Erscheinungen bis zum identischen Ursprunge derselben oder zur Idee des Absoluten erhebt, in den Ideen das Wesen der Dinge ergreift. Diese (Ideen) bringen wir zum Bewußtsein mit Hülfe der Sinne durch Reflexion. Die Kunst der Reflexion, die Ideen zu entfalten, ist die Dialektik. Dazu gehört, daß man das identische Princip in seiner gesetzlichen Entwickelung (Dreiheit in der Einheit) verfolge und jede Erkenntniß sowol im Verhältniß zur Grundidee des Wahren, als zu den verwandten Erkenntnissen bestimme. Dies ist die Methode der Construction. Sich der dem Geiste inwohnenden Gesetzmäßigkeit bewußt werden, und ihr gemäß das besondere Wissen entsprechend der Existenz der Dinge gestalten, macht die Methode der Philosophie aus, ohne welche kein Schritt in dieser Wissenschaft mit Sicherheit gethan werden kann«. Mittelst ihrer entsteht die philosophische Wissenschaft, und die Philosophie ist sonach eine Wissenschaft des Seienden durch die Ideen (Wissenschaft der Ideen), d. i. eine Wissenschaft von Gott, seinem Verhältnisse zur Welt, der Natur und dem Menschen. Und so erhellt zugleich, wie die Schelling'sche Ansicht von der Kant'schen nicht nur in Hinsicht der Erkenntnißart, welche sie voraussetzt, sondern auch der Gegenstände, von denen sie ein wahres Wissen für möglich hält, verschieden, ja dieser sogar entgegengesetzt ist. Ihrem Wesen nach will sie ein treues Bild von dem Gewußten geben, und umfaßt daher die »Natur-, Menschen- und Geisterwelt«; in Hinsicht ihrer Darstellung will sie aus eben diesem Grunde den reellen Bildungsgang in der Natur, vermöge dessen Alles in zusammenhängender Stufenfolge von dem Unentfalteten zum Entfalteten und Vollkommneren fortschreitet, nachahmen, von den untersten Stufen des Seins beginnen und zu den höhern Entwickelungen desselben fortschreiten. Durch letzteres entstehen die sogenannten Potenzen, welche bei dieser Construc-

tion angenommen werden. — Die Grundlehren der S.'schen Ansicht lassen sich nun auf Folgendes zurückführen: Das Absolute, Gott, ist das Sein und Wissen in der Einheit ohne Gegensatz (absolute Identität), aus welcher Alles durch den Gegensatz hervorgegangen, und in welche Alles durch seine Wiedervereinigung zurückkehrt. Hierin liegt: 1) Das Absolute, Gott, ist das eine und ewige Wesen aller Dinge. Alles wahre Sein ist mithin göttlich und lebendig (mithin auch die Natur): kein Sein, das nicht göttlich wäre, oder an dem göttlichen Sein Antheil nähme. Die Dinge sind daher nicht nach ihrem wahren Wesen, sondern nur quantitativ verschieden, womit die Substantialität und specifische Verschiedenheit der Dinge nicht aufgehoben wird. 2) Das Absolute hat sich in der ewigen Erzeugung der Dinge auf unendliche Weise selbst geoffenbart in Raum und Zeit. Das Absolute ist die Ursache alles Seienden. Seine Offenbarung aber ist eine lebendige Entwickelung unendlicher selbstständiger Dinge durch wirkende Gegensätze (daher auch Selbstentzweiung genannt). Diese Gegensätze sind im Allgemeinen das Reale und Ideale. 3) Diese Gegensätze streben sich auf verschiedenen Stufen (wo sie verschiedene Benennung erhalten) mit verschiedenem Uebergewicht des Idealen oder Realen (Polarität) zu vereinigen, und die Dinge sind um so vollkommener, je mehr die Gegensätze in ihnen vereinigt, und sie dadurch Abbilder des Absoluten sind. Ihre völlige Vereinigung (absolute Indifferenz) findet statt in dem universellen Organismus (Universum), und diese Wiedervereinigung ist die vollendete Selbstoffenbarung Gottes. Der Mensch ist ein Abbild des Universums (Mikrokosmus), insofern er die Gegensätze des Reellen und Ideellen auf seine Weise wieder vereinigt. — Aus S.'s Schule sind eine Menge der bedeutendsten und geistreichsten Männer hervorgegangen, welche die Schelling'sche Philosophie nicht bloß erläutert, sondern zum Theil auch auf andre Wis-

senschaften angewendet und ihr im Leben Einfluß verschafft haben. Hierher gehören G. M. Klein (»Beiträge zum Studium der Philosophie, als Wissenschaft des All, nebst einer vollständ. und faßlichen Darstellung ihrer Hauptmomente«, Würzb. 1805; man nennt ihn auch als Verf. der oben angeführten Schrift: »Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand ꝛc.«, welche zugleich als eine Art von Apologie der Schelling'schen Philosophie angesehen werden kann); als Bearbeiter der eigentlichen Naturphilosophie Steffens, Troxler, Oken, Kielmayer, Windischmann, Schelver, Baader, Kieser, C. E. Schelling, Schubert, Fr. v. Walther, Weber, Nasse, Burdach; in andern Fächern Ast, Thanner, Rixner, Creuzer, Solger, Görres, Luden, Daub, Zimmer, Krause, Kanne, Hegel, welcher nachher einen eignen Weg gegangen ist und eine dialektische Methode für die Philosophie gefodert hat. Vorzüglich aber hat S.'s Lehre zu einer tiefen, eifrigen und geistreichen Forschung der Natur, vermöge deren man dieselbe mehr als organisches und lebendiges Ganze betrachtet und den innern Zusammenhang ihrer Erscheinungen erforscht hat, sowie zu vielen Entdeckungen in der Physiologie und Medicin mächtig beigetragen. Als philosoph. Ansicht schließt sie keins der Probleme aus, welche von jeher die Philosophie aufzulösen versucht hat, und verbindet die philosoph. Wissenschaften aufs innigste. Doch ist ihr schwächerer oder bis jetzt am wenigsten ausgebildeter Theil der der ethischen Philosophie, der stärkste die Naturphilosophie; und es wäre daher auch in dieser Hinsicht zu wünschen, daß S. sein längst versprochenes Werk: »Die Weltalter«, das s. Lehre im Zusammenhange enthalten soll, bald mittheilen möchte, sowie eine erschöpfende Prüfung seines Systems von einem ihm geistig verwandten Philosophen ebenfalls noch zu wünschen steht.

Schema, eigentl. die Figur; das Vorbild, das Muster, nach

welchem etwas gemacht wird. **Schema genealogicum**, Stammbaum. **Schematisch**, entwurfsmäßig, vorbildlich. **Schematisiren**, bildlich vorstellen, einen Begriff versinnlichen; etwas als Vorbild erklären. Der **Schematismus**, die Vorbildungsfähigkeit, oder die Fähigkeit, sich Schemen, Vorbilder zu machen; die Vorbildnerei.

Schemen (hebr.), Schatten; leeres Bild; dann auch eine Larve, Maske ꝛc.

Schemhamphorasch (hebr.), nach jüdischer Tradition, ein geheimer Name Gottes, von dem die Juden vorgeben, daß, wer ihn weiß oder kennt, große Wunder damit thun könne; nach Mancher Behauptung soll auch Christus diesen Namen gewußt und gehabt haben.

Schemnitz — ungar. Selmecz-Bánya — slav. Stjawniza — königl. Freistadt in der Gespanschaft Honth (48° 20′ N. B. und 36° 30′ Oestl. L. nach der Lipsky'schen Charte) liegt 2172 Fuß über der Meeresfläche, in einem tiefen und schmalen bewaldeten Felsenthal. Ihre rings an den Berghöhen aufsteigenden Häuser und Gärten gewähren eine malerische Ansicht. Ueberhaupt macht die frische und waldige schemnitzer Gegend mit ihren slawakischen Einw. gegen die 1 und 2 Tagereisen davon entfernten niedern Strecken Ungarns und das daselbst vorherrschende magyarische und deutsche Wesen in aller Art einen auffallenden Contrast. Diese größte und wichtigste unter den ungarischen Bergstädten wurde im 12. Jahrh. gegründet und sammt dem ganzen nordungarischen Bergdistricte von flanderischen und niedersächsischen Colonisten bevölkert, welche die dort wohnenden Slawen völlig verdrängten. Die Einmischung deutscher Bergwerksgeneralpächter (solche waren namentlich die augsburger Fugger unter Ferdinand I. und später) beförderte die Germanisirung des ganzen Bergdistricts, und Spuren davon finden sich nicht nur in der altdeutschen Nomenclatur des nordungarischen Bergwesens, sondern auch in den

Urkunden und Acten des 13. bis 16. Jahrh. Mit dem Ende des 16. Jahrh. aber mischten sich die Slawaken wieder ein, durch deren außerordentliche Vermehrung und volksthümlichen Umtriebe, während der langen Friedensperiode des 18. Jahrh., Schemnitz mit dem ganzen Bergwerksdistricte so slawakisirt wurde, daß sich das Deutschthum nur durch den amtlichen Zusammenhang mit Wien an den Bergwerksbehörden und Zubehör und andern Honoratioren erhielt. Die Stadt mit den zum Theil eine Stunde entlegenen und durch Berg und Thal von ihr getrennten Vorstädten, oder vielmehr Vordörfern, Windschacht, Hodritsch, Schüttersberg, Steplitzhof und Siglisberg, zählt in 1486 Häusern gegen 17,000 E., größtentheils Bergknappen (dort Häuer genannt), dann Waltbürger, d. h. Gewerkschaften, welche sich mit Bergbau und Zubehör abgeben und besondere Rechte und Freiheiten genießen, endlich Handel und Handwerke treibende Bürger, wozu noch das ansehnliche, fast überfüllte montanistische Amtspersonale und was ihm anhängig, kömmt. Hier ist der Sitz des obersten Kammergrafenamts für das nördliche Ungarn, eines Bergdistrictualgerichts und einer sonst mehr als jetzt blühenden Bergakademie, welche, 1760 von Maria Theresia gestiftet, einen Director, 5 Professoren und in 3 Classen jetzt 75 Studirende oder sogen. Praktikanten hat; 1816 zählte man 146, worunter viele Ausländer. Die Hauptgebäude sind: das alte Schloß, fast ganz in Ruinen; das neue Schloß auf einer Höhe dicht über der Stadt; 4 kathol. und eine luther. Kirche (letztere in edlem Geschmack und mit Kupfer gedeckt, aber zwischen 2 Privathäusern eingebaut); das hohe Haus, ein der Stadt gehöriger Gasthof auf dem Platz; der Kammerhof, die Wohnung des Oberstkammergrafen; die Residenz der Piaristen; das Berggerichtsgebäude ꝛc. Der auf einer Bergspitze ostwärts außer der Stadt 1744—51 durch die Jesuiten von frommen Beiträgen der Bürger und Häuer

errichtete Calvarienberg ist mehr zierlich als schön zu nennen. Der Bergbau, die Seele des Verkehrs in der Stadt und Umgegend, ist jetzt von abnehmendem Segen, und nur wenige Gruben werden ohne Zubuße gebaut, welches, außer den natürlichen Ursachen und den durch die viele Maschinerie gesteigerten Kosten, auch von politischen Fehlgriffen der Behörden und namentlich von den Hindernissen herrühren soll, welche die überzählige und egoistische Bureaukratie der Industrie und den Gewerbschaften in den Weg zu legen beflissen ist. Dennoch zählt man 18 gangbare wichtige Gruben, welche nebst den Poch-, Schlämm- und Waschwerken über 8000 Arbeiter beschäftigen und jährlich über 2 Mill. Gld. Conv.-Münze Ausbeute an Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Arsenik und Schwefel liefern. Auch hier war, wie bei allen seit Jahrhunderten gangbaren Bergwerken, der Segen des Bergbaues in der Vorzeit weit reicher. Er wurde zwar früher durch den Einfall der Mongolen (1240 unter Bela IV.), aber nur auf 3 Jahre, keineswegs aber hernach durch die Türken zerstört, welche nie in das Herz des ungarischen Berglandes vordringen konnten und oft bei deßfallsigen Versuchen von Gran und Erlau aus, die schweren Fäuste der schemnitzer Häuer fühlen mußten. Wol aber hausten hier früher die Hussiten unter Giskra, und später beeilten sich die Malcontenten unter Tökeli und den Rákóczy's, in den Genuß der reichen Bergwerke zu kommen. Auch dem wiener Hofe mag der seit jenen Unruhen ungestörte Besitz der Bergstädte in den vielen Kriegen des 18. Jahrh. reiche Geldmittel verschafft haben. In Schemnitz betrug die reichste Ausbeute an Gold im J. 1690 1872 Mark, welches 132,428 Dukaten ergab. Das von 1740—73 erzielte Gold und Silber stieg nach Delius Berechnung über 70 Mill. Gld. Conv.-Münze.

Schenkung (donatio), im Allgemeinen jede Handlung, wo-

durch Jemand einem Andern freiwillig und unentgeltlich etwas, sei es ein Recht oder eine Sache, eigenthümlich überträgt. Im engern Sinne wird bloß die unentgeltliche Uebertragung des Eigenthums einer Sache an einen Andern Schenkung genannt. Im weitern Sinne heißt aber auch der Vertrag, durch welchen Jemand einem Andern ein erworbenes Recht unentgeltlich überläßt, eine Schenkung. Die Schenkungen unter Lebendigen (donationes inter vivos) erhalten, sobald die Annnahme des Geschenkgebers oder Beschenkten (donatarius) durch Wort oder That erfolgt ist, ihre Gültigkeit, und der Geschenknehmer kann, wenn der Zeitpunkt der Uebergabe des Geschenks da ist, dieselbe gerichtlich einklagen. Alle Schenkungen unter Lebendigen aber, die über 500 Solidos (1000 Speciesthaler) betragen, erfodern eine gerichtliche Untersuchung und Bestätigung, sonst werden sie, falls der geschenkte Gegenstand nicht schon übergeben ist, auf Verlangen des Schenkers (donator), seiner Erben oder Gläubiger, bis auf jene Summe beschränkt. Ausgenommen hiervon sind Schenkungen des Landesherrn und seiner Gemahlin, der Militairchefs an ihre Untergebenen, und solche Schenkungen, die zur Errichtung einer frommen Stiftung, oder zur Auslösung von Gefangenen gemacht sind. Außerdem werden hierher alle remuneratorische Schenkungen, die bloß zur Belohnung der Verdienste des Geschenknehmers um den Schenker, alle diejenigen, welche die Erleichterung der Lasten des Ehe- und Witwenstandes zum Zweck haben, und endlich auch die Schenkungen gerechnet, welche dem Herkommen nach gemacht werden müssen; alle diese, welche man juristisch auch qualificirte Schenkungen nennt, bedürfen der richterlichen Untersuchung und Bestätigung nicht. — Einfache, nicht qualificirte Schenkungen (donationes simplices), welche in der Absicht, die Notherben in ihrem Pflichttheil zu verletzen, gemacht sind, können binnen 5 Jahren, nachdem

diese die pflichtwidrige Schenkung erfahren haben, mit der Beschwerde wegen pflichtwidriger Schenkung gerichtlich angefochten werden. Jene Absicht muß aber bewiesen werden. Nach der Größe des Vermögens zur Zeit der gemachten Schenkung wird, im Fall solcher Beschwerde, der Pflichttheil gerechnet. Schenkungen unter Eheleuten sind bis an den Tod des Schenkers widerruflich, durch seinen Tod aber werden sie bestätigt. Schenkungen, welche Eheleute sich einander zum Beweise ihrer Liebe machen, sind jedoch gleichgültig; nur darf das Geschenkte nicht in Grundstücken oder Geld bestehen. Auch erkennt der Gerichtsgebrauch alle Schenkungen unter Ehegatten für gültig, wenn sie mit einem Eide bestätigt sind, und dies nicht in der bösen Absicht, einen Dritten zu benachtheiligen, geschehen ist. Der Geschenkgeber kann die Schenkung auch wegen grober Undankbarkeit widerrufen. — Schenkungen von Todes wegen (**donationes mortis causa**) sind solche, die nach der Absicht des Schenkers erst durch seinen Tod unwiderruflich werden, und wobei die Sache oder das Recht erst nach seinem Tode übertragen werden sollen. Zu solchen Schenkungen wird in Rücksicht des Schenkers verlangt, daß er alle zur gültigen Testamentserrichtung erforderlichen Eigenschaften besitzt, daß der Geschenknehmer den Schenker überlebt, daß die Schenkung vor 5 Zeugen gemacht wird, und endlich auch die Annahme des Geschenknehmers. Sie ist widerruflich bis zum Tode des Schenkers, wofern dieser sich nicht verpflichtet hat, sie nicht zu widerrufen. Sie behält ihre Gültigkeit, wenn auch der im Testament eingesetzte Erbe die Erbschaft nicht antritt, und also das Testament, welches die Erbeinsetzung enthält, zu Grunde geht. Nur dann, wenn der von Todes wegen Schenkende stirbt, braucht der auf diese Weise Beschenkte fähig zu sein, gültig zu einem Erben eingesetzt zu werden. Der Geschenkneh-

mer von Todes wegen hat übrigens alle die Rechte, welche den Legatarien oder den mit Vermächtnissen bedachten Personen zukommen.

Scherbengericht, s. Ostracismus.

Scherif (arab. edel, heilig) bedeutet 1) bei den Türken ein Mann von hoher Würde und ist besonders ein Titel der Nachkommen Mohammed's von seiner Tochter Fatime und ihrem Gatten Ali, die auch Emirn genannt werden; 2) heißt Scherif eine türkische Goldmünze, 1 Thlr. 16 Gr. oder 3 Gldn. werth; 3) bei den Engländern der Richter einer ganzen Grafschaft (Shire); unter ihm stehen noch ein Untersherif und die Geschwornen (Jury). Das Amt eines Scherifs ist sehr wichtig und außer der Polizei, Eintreibung der königlichen Taxen ꝛc. hat er auch noch vorzüglich die königl. Strafurtheile zur Vollziehung zu bringen und in bürgerlichen Sachen Recht zu sprechen. Der Oberscherif (High-Sherif) wird alle Jahre vom Könige ernannt; der Unterscherif behält seine Stelle lebenslänglich.

Scherzo. Dies ital. Wort, welches den Scherz bezeichnet, wird jetzt gemeiniglich von einem scherzenden und neckenden Satze eines größern Instrumentalmusikstücks (z. B. Sonett, Symphonie, Quartett) gebraucht, welcher seit Beethoven einen gewöhnlichen Theil der Symphonie ausmacht und an die Stelle der Menuet getreten ist. In dem humoristischen Scherzo ist Beethoven unübertrefflich.

Scheuffelin oder Scheuffelein (Hans), altdeutscher Maler. Sein Vater, der 1476 sich in Nürnberg niederließ, schickte ihn zu Albrecht Dürer in die Schule. In Nördlingen finden sich einige schöne Werke von ihm, namentlich Altartafeln, die Grablegung Christi vorstellend, welche er unter Dürer's Aufsicht gemalt hatte, und die Belagerung von Bethulia auf dem Rathhause daselbst al fresco und im deutschen Costüme gemalt. Er erhielt auch wegen seiner Kunst das Bürgerrecht in Nördlingen 1515. Die münchner

Galerie besitzt eine Grablegung des h. Johannes von ihm. Er soll, auf die ehrenvolle Aufforderung des Raths in Nürnberg an ihn, dahin noch einmal zurückgekehrt, später aber zu Nördlingen gestorben sein, zwischen 1539 und 1540. Sein Name ist auch in der Kunst der Holzschnitte berühmt, doch ist nicht erwiesen, was er eigenhändig verfertigt hat. Sein Sohn gl. N. war ebenfalls Maler, der sich in Freiburg niederließ.

Schiavone (Andrea), eigentl. Andrea Medola, ein ausgezeichneter Maler der venetianischen Schule, gebürtig aus Sebenico, 1522, einer Stadt in Dalmatien, daher wahrscheinlich der Beiname Schiavone (Sclabonus). Er machte seine ersten Studien nach den Kupferstichen des Parmegianino (Mazzola) und studirte hierauf die Werke des Giorgione und Tizian. Die Grazie jenes Meisters und das Colorit dieser suchte er zu vereinigen. Aber die großen Massen von Helldunkel und ein weicher saftiger Pinsel waren ihm eigenthümlich. Indessen tadelt man an seinen feurigen Werken Mangel an Genauigkeit in der Zeichnung. Er starb zu Venedig 1582. In Venedig und dem übrigen Italien, Frankreich, sowie in einigen deutschen Galerien sind Werke von ihm zu sehen. (In der dresdner zwei heil. Familien, und ein Christus, von Arimathias und dem Engel gehalten.)

Schiboleth heißt irgend ein Wort oder Ausdruck, wodurch man sich verräth, daß man nicht zu einer gewissen Partei gehöre; das Losungswort. Die Ephraimiter konnten nämlich (nach Buch d. Richter, 12, 6.) auf die Anfrage der Gileaditer, nur Siboleth sprechen; dadurch verriethen sie sich und wurden sofort niedergemacht.

Schicht (Bergw.), 1) der vierte Theil einer Zeche, welche aus 32 Kuxen besteht; 2) die lange, breite, gemeiniglich horizontale Fläche über einander liegender Erd- oder Steinarten, was der Berg-

mann auch Flötze nennt; 3) eine bestimmte Zeit von 6, 8, 12 Stunden, so lange ein Bergmann bei seiner Arbeit auf der Grube bleiben muß; daher die Frühschicht, von Morgens 4 bis 12; die Tagesschicht, von Mittags 12 bis Abends 7; die Nachtschicht, von 8 Abends bis Morgens 3 Uhr; daher auch die Redensarten: Schicht halten, verfahren, die bestimmte Arbeit gehörig verrichten; Schicht machen, mit der Arbeit aufhören; Schicht werden, wenn ein Bergmann wegen Krankheit oder Unvermögen nicht mehr arbeiten kann, oder ein Berggebäude zur Bearbeitung untauglich wird.

Schicht (Johann Gottfried), Cantor und Musikdirector in Leipzig, wurde am 29. Sept. 1753 zu Reichenau bei Zittau geb. und war eines Leinwebers Sohn. Er ward auf das Gymnasium nach Zittau gebracht, wo er durch den Unterricht des Organisten und Musikdirectors Joh. Trier im Clavier- und Orgelspiel und im Gesange solche Fortschritte machte, daß dieser ihm zu seinem Adjuvanten beim Orgelspiel machte und bei der Aufführung von Kirchenmusiken vorzüglich zu gebrauchen wußte. Indessen beschäftigte sich S. auch mit den Sprachen und Wissenschaften und bezog nach 9jähr. Aufenthalte in Zittau 1776 die Universität zu Leipzig, um die Rechte zu studiren. Auf Hiller's Anrathen aber widmete er sich ganz der Musik, indem er nicht nur die besten theoretischen Werke dieses Faches fleißig studirte, sondern auch einige Versuche in der Composition machte und sich in der prakt. Musik eifrig ausbildete. Er besaß viele Fertigkeit und großen Umfang der Stimme und bildete sich zum vorzüglichen Gesanglehrer auch dadurch aus, daß er viele der besten Sänger und Sängerinnen damaliger Zeit mit Aufmerksamkeit hörte, ja sich mit einer der vorzüglichsten, Dem. Baldesturla, welche gegen 1785 als ordentliche Concertsängerin angestellt wurde, verheirathete, in welcher Ehe er 2 Töchter zeugte, wovon die jüngere, noch lebende, eine der vorzüglich-

sten Dilettantinnen im Gesange ist. 1785 ward er zum Musikdirector bei letztgenanntem Concert erwählt. In demselben Jahre erhielt er auch die Stelle eines Organisten und Musikdirectors an der neuen Kirche. Zur Aufführung größerer Musiken an beiden Orten bildete er sich aus Knaben dasiger Familien und Studirenden mit großem Fleiße einen eignen Singchor, der, als er späterhin Cantor wurde und den Thomanerchor zur Leitung übernahm, leider eingegangen ist. Die Freiwilligen dieses Chors, welche Lust und Fähigkeit äußerten, zog er vornehmlich durch unentgeltlichen Unterricht in Gesang und Harmonie an sich. 1810 ward er Cantor an der Thomasschule und Musikdirector an den beiden Hauptkirchen zu Leipzig. Von dieser Zeit an gab er den Privatunterricht im Clavierspielen und im Gesang auf, außer daß er die von ihm errichtete Singakademie noch einige Zeit dirigirte. Desto mehr wandte er seinen Fleiß auf Bildung des ihm untergebenen Chors und Ausarbeitung derjenigen Kirchencompositionen, welche ihn als Componisten vornehmlich bekannt gemacht haben. Auch gab er bis in den letzten Jahren seines Lebens noch immer einigen fähigen Jünglingen, besonders aus dem Thomanerchor, z. B. dem talentvollen Reißiger, Unterricht in der Harmonie und Composition. Beim Unterricht fehlte ihm übrigens die Fähigkeit, die Regel klar und bestimmt herauszuheben, weßhalb er mehr durch Beispiele lehrte und seinen Schülern die Abstraction der Grundsätze überließ. Aber diese Beispiele waren immer treffend und gründlich gewählt, sowie er überhaupt in Beispielen und drolligen Gleichnissen sich mitzutheilen liebte. Unter s. theoretischen Schriften sind die »Grundregeln der Harmonie, nach dem Verwechselungssysteme« (Leipzig bei Härtel) und die Zusätze zu Pleyel's und Clementi's »Clavierschule« (Leipzig, Bureau de musique) bekannt. Bei der gründlichen Theorie der Musik, welche S. besaß und bei seiner vielseitigen Bekanntschaft mit der ältesten und

neuesten musikalischen Literatur, von welcher auch seine seltene Bibliothek zeigt (die zum Besten der Kunst nie vereinzelt werden sollte), mußten sich auch seine Compositionen durch Gründlichkeit und Reinheit des Satzes, gehörige Oekonomie und Kenntniß der Instrumentirung auszeichnen. Nicht minder bekannt ist sein mit großer Mühe ausgearbeitetes, wiewol nicht ganz zweckmäßig eingerichtetes allgemeines Choralbuch, welches unter 1285 Choralmelodien auch 306 von ihm selbst componirte enthält (bei Härtel), und die schöne musikalische Begleitung des Vaterunsers und der Einsetzungsworte (bei Peters). Sch. starb am 16. Febr. 1823 an der Wassersucht.

Schicksal, s. Fatum und Vorsehung.

Schicksalstragödie. Diese Gattung des höhern Drama's (Trauerspiels oder Tragödie, vergl. d.) ist in neuester Zeit durch den Mißbrauch, welcher von Mehreren mit der Idee eines unausweichlichen Verhängnisses im Leben getrieben worden ist, in einigen Verruf gekommen. In Folge der dem aufmerksamen Beobachter durch die ganze Geschichte, ja fast täglich im Leben sich darbietenden Bemerkung, daß die an sich freie Kraft des Menschen dennoch oft gegen alle Berechnungen des Willens und des Verstandes unerwartet zu Schanden gemacht wird, konnte es nicht fehlen, daß der Gedanke an ein Fatum, Verhängniß oder Schicksal entstand, gegen dessen eiserne und unerbittliche Riesenkraft die Kraft des Menschen im Kampfe ohnmächtig zerstäubt, und so scheinbar das Erdgeborene gewissermaßen zu Sklaven einer unbegreiflichen, geheimnißvoll verschleierten, meist harten Willkür wird, welcher, nach den Ansichten des Alterthums, selbst die unsterblichen Götter gewissermaßen unterworfen sind. Diese Vorstellung, die am höchsten in dem Begriff des Fatums, eben in jenem Alterthum ausgebildet war, dessen religiöse Ansichten in ihrer Allgemeinheit noch nicht die Läuterung einer höhern Gott- und Welt-

anschauung, wie sie das Christenthum aufstellt, erfahren hatten, ist aber keineswegs so zerdrückend und trostlos, wie sie auf den ersten Blick scheint; denn, wenn auch der Mensch dadurch eine Ohnmacht anerkennt, die in ihrem strengen, scheinbar rein willkürlichen Walten oft seines Seins beste Blüthen, ja ihn selbst zerdrückt, so bleibt ihm doch immer die Freiheit des männlichen Kampfes gegen dieselbe, in welchem er, selbst unterliegend, immer insofern Sieger werden kann, als es ihm gelingt, entweder durch moralische Ausdauer, oder durch großartigen Aufschwung aus der Nacht seines Verhängnisses noch in dem Augenblicke des Unterganges zeigen, daß ein Etwas in ihm lebt, welches kein Geschick, keine Macht, keine düstere Verkettung der Lebensschicksale zu vertilgen im Stande ist, und wodurch eben auch zugleich der unwidersprechlichste Beweis der wahren Gottabstammung der edlern menschlichen Natur geführt, und ein so von dem Geschicke Geprüfter als leuchtender Vorbild dessen, was rechte Kraft und rechter Wille vermögen, hingestellt wird. Diesen Kampf des Menschen mit dem Schicksal in der Tragödie durch eine gegebene Handlung zu versinnlichen und somit das Walten jener dunkeln Macht in einem bestimmten Bilde vor die Augen zu bringen, ist nun seit langen Zeiten schon die Aufgabe gewesen, welche sich viele Dichter dieses Fachs gestellt haben, und ihre Lösung ist nach den verschiedenen Fähigkeiten und nach der mehr oder minder großartigen Lebensansicht jedes einzelnen verschieden ausgefallen. Während einige jener poetischen Geister, deren es in allen Zeiten und allen Ländern immer nur wenige gab, dahin gelangten, in ihren Gebilden dem Zuschauer jenes erhabene und selbst in seinen schrecklichen Wirkungen noch immer Ehrfurcht erregende Schicksal waltend vorzuführen (welche Idee dann, so ausgeführt, auch keineswegs den Begriff der Christlichkeit und des Christenthums in seinem höchsten Sinne ausschließt), verloren sich

andre, minder tief in das eigentliche Wesen der Schicksalsidee Eingedrungene, oder wol gar das Ganze höchst seltsam und verkehrt Auffassende in eine Abart, deren Aufstellung gerade das Gegentheil von dem bewirkt, was eigentlich erzielt werden soll: Erhebung des sittlichen Gefühls nämlich. Denn, während der Kampf einer starken menschlichen Natur mit einem wenn auch harten und strengen, doch großartigen Geschick nothwendig das sittliche Gefühl durch die Betrachtung und Hinweisung auf die innere Kraft und Freiheit des Menschen erheben muß, indem das Schicksal hier zugleich den adelt, den es trifft, so kann dagegen das Abhängigmachen des moralisch freien Menschen von einem Fatum, welches bloß aus reiner Willkür (gleichsam aus dem tel est notre plaisir), ohne eine höhere leitende Idee, nach despotischem Gutdünken schaltet und waltet, das sittliche Gefühl nur beleidigen und beugen. Letzteres ist nun in neuern Zeiten ganz besonders geschehen, und die Mißgriffe, welche einige große Köpfe, verleitet von einer augenblicklichen falschen Ansicht des Wesens der Tragödie, in der Wahl und Bearbeitung ihrer tragischen Stoffe begingen, haben seitdem immer jenen kleinlich fatalistischen Welt- und Lebensansichten zum Schilde dienen müssen, die uns jetzt häufig in der Tragödie für das gewaltige Walten eines erhabenen Verhängnisses verkauft werden. Im classischen Alterthum war jede Tragödie, nach den von uns am Eingang erwähnten Ideen vom Schicksal, eine Schicksalstragödie, d. h. eine Darstellung des Kampfes der freien menschlichen Wollens- und Willenskraft mit jener geheimnißvollen, den Blicken der Sterblichen verschleierten Macht, die scheinbar (aber auch nur scheinbar) willkürlich und zufällig sich dem Menschen auf seinen Wegen entgegenstellt und ihn so fühlen läßt, daß er bei aller Freiheit des Handelns dennoch durch eine ewige, seinem Auge indeß nicht immer faßliche u. begreifliche Weltordnung gebunden ist. In neuerer Zeit wurde dies

in der Tragödie anders. Nicht allein in den großen Ereignissen des Lebens, wo die Nemesis als Richterin und Ausgleicherin des Geschehenen durch den Gang der Begebenheiten, gewissermaßen sichtbar einschreitend zu bemerken ist, und nicht in dem der Schicksalsidee sehr verwandten Kampfe großartiger und heroischer Leidenschaften mit den Bedingnissen des Erdenlebens glaubte man mehr die tragischen Stoffe suchen zu dürfen, sondern auch in dem engen Kreise des bürgerlichen und Familienverhältnisses. Hierdurch entstand aber eine neue Gattung der Tragödien, oder, hier richtiger gesagt, Trauerspielen, indem in dieser, der Natur dieser Verhältnisse nach, mehr der Kampf des Menschen mit den Neigungen, als der mit dem Geschick, hervortrat, wodurch allerdings viel Rührung erweckt wurde (die sich meist in wehmüthigen Thränen über die Härte der bürgerlichen Verhältnisse, wenn sie in Conflict mit den Wünschen des Herzens oder den individuellen, oft sehr subjectiven Ansichten des Lebens treten, offenbarte), aber keineswegs jenes großartige, die Seele zu höherm Standpunkt hinaufhebende Gefühl, welches die Betrachtung des Untergangs einer großen Natur unter der Ungunst des Verhängnisses erzeugt. Dieser ersten Abirrung von dem Wesen der höhern Tragödie in die einseitige Gefühlsanregung des sogen. bürgerlichen Trauerspiels folgte indeß bald eine zweite noch schlimmere, welche darin bestand, daß man nicht allein das (gesunde) Gefühl zermarterte, sondern auch nebenher den erhabenen Standpunkt der Schicksalsidee im Welt- und Menschenleben verrückte und statt jenes großartigen Verhängnisses, welches nach dem treffenden Ausspruch des Dichters: »den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt«, einen Popanz hinstellte, welcher, wollte man ihn als wahr annehmen, die Gottheit in dem gehässigsten Lichte darstellen und alle moralische Freiheit des Menschen vernichten würde. Beweis hiervon sind die Grundideen in den Trauerspielen: »Die

Schuld«, »Die Ahnfrau«, »Der 24. Februar«, »Der 29. Februar«: Productionen, welche unverkennbar den Stempel einer mißverstandenen und verkehrten Weltansicht ihrer Autoren an sich tragen. Dies hat zugleich den Namen »Schicksalstragödie«, wie Eingangs bemerkt, gewissermaßen in Verruf gebracht, obwol nach dessen wahrer Bedeutung nicht allein die größten tragischen Meisterwerke des classischen Alterthums, sondern auch mehrere der-besten Dichtungen Shakspeare's (ein »Lear«, »Macbeth« ꝛc.), Schiller's »(Wallenstein« z. B.), Göthe's (»Iphigenia«) u. A., welche die Idee eines großen tragischen Schicksals versinnlichen, Schicksalstragödien der edelsten Art sind.

Schiedsmann, Vermittler der Parteien, ohne daß sie verpflichtet sind, seinen Spruch (laudum) anzuerkennen, welches jedoch beim Schiedsrichter der Fall ist.

Schiedsprobe, im Hüttenbaue, die 3te Probe des Erzes, welche dann, wenn die Probe des Hüttenschreibers und des Gewerkenprobers mit einander nicht übereinstimmen, vorgenommen wird, um den streitigen Fall zu entscheiden.

Schiedsprobengläs, in den Blaufarbenwerken, die durch die Amtsprobe gefertigten Farbengläser, gegen welche bei Schätzung der Kobalte die aus den gelieferten Kobalten durch den Wardein geschmelzten Gläser nach den bestimmten Klassen aufgelegt, verglichen und beurtheilt werden.

Schiefbetel, ein Betel, dessen Klinge gegen die Schärfe etwas krumm zuläuft, dessen sich die Blockdreher bedienen, um Hügel und ungleiche Stellen in dem Raume eines Blockes auszuschlagen oder abzubrechen.

Schiefe der Ekliptik (vgl. d.). Die Sphärik lehrt, daß man den Winkel, den die Ebenen von 2 größten Kreisen durch ihre schiefe Lage gegen einander machen, durch den Bogen eines dritten-

größten Kreises mißt, welcher so gezogen wird, daß er die beiden vorigen in den Punkten, wo sie am weitesten von einander abstehen, rechtwinklig durchschneidet. Diese Durchschnittspunkte fallen 90 Grad von den Punkten entfernt, in welchen sich Aequator und Ekliptik schneiden, d. h. in die Solstitialpunkte. Schon im Alterthume hat man die Schiefe der Ekliptik zu messen gewußt. Nach Plinius fand sie Anaximander zuerst, nach Gassendi hat sie schon Thales bestimmt. Die berühmteste Messung im Alterthume ist die des Pytheas zu Massilien. Er fand sie 350 J. v. Chr. 23° 49′ 23″. Hundert Jahre später soll sie, nach Ptolemäus's Bericht, Eratosthenes 23° 51′ 20″ gefunden haben. Nachher bestimmen Mehrere die Schiefe der Ekliptik bis auf unsere Zeiten, und merkwürdig ist es, daß die spätern Beobachter sie fast übereinstimmend mit der Ordnung ihres Alters immer geringer gefunden haben. Neuere Bestimmungen sind von Cassini 23° 28′ 35″, von La Caille 23° 28′ 19″, von Bradley 23° 28′ 18″ und von Mayer 23° 28′ 16″; die Beobachtungen von Delambre, Maskelyne, Piazzi, Bessel u. A. endlich geben dieses wichtige Element für 1800 23° 27′ 56″. In Betreff der allmäligen Abnahme der Schiefe der Ekliptik nehmen die berühmtesten Astronomen unserer Zeit, z. B. Lalande, an, daß sie ununterbrochen fortschreite. Louville bestimmte diese Abnahme für jedes Jahrh. auf 1′, La Caille auf 44″ und Lalande auf 33″. Mehrere Physiker der neuesten Zeit haben damit die Vermuthung in Verbindung gebracht, daß die Ebene der Ekliptik mit der Ebene des Aequators ehedem zusammengefallen sei; daß nachher ein Stoß von einem Kometen oder eine mächtige Revolution auf der Erde der Axe derselben die schiefe Richtung gegeben habe; daß nunmehr schon seit Jahrtausenden die Erdaxe ihrer ursprünglichen Lage wieder entgegenrücke u. nach 198,000 Jahren abermals in dieselbe gelangen werde. Laplace hat dagegen in

der »Méc. cél.« mit Hülfe der erhabensten Analysis gezeigt, daß dies nie geschehen werde, sondern daß die Abnahme der Größe des Winkels zwischen den Ebenen der Ekliptik und des Aequators bloß von einer periodischen Wirkung der übrigen Planeten herrühre, sich später wieder in ein Zunehmen verwandeln und solchergestalt für alle Ewigkeit innerhalb ziemlich enger, unüberschreitbarer Grenzen oscilliren könne. Nur ein langer Zeitraum wird verstatten, Beobachtungen anzustellen, die hierüber etwas Näheres bestimmen lassen. — Außer dieser bisher betrachteten Veränderung ist die Schiefe der Ekliptik oder, was einerlei ist, die Lage der Erdaxe gegen diese noch einer andern Veränderung unterworfen, nach welcher sie abwechselnd 9 Jahre wächst und 9 Jahre abnimmt, während welcher Zeit der größte Unterschied 18″ beträgt und wovon sich die Gründe in dem Artikel Wanken der Erdaxe entwickelt finden.

Schiefer, ein in schwarzgrauen Platten sich spaltender Stein, welcher, je feiner er sich spaltet, desto edler ist, hat viele Glastheile. Der geschmolzene Schieferfluß ist trübe und gleicht einem aufgetriebenen Schwamme. Es gibt Kalk- und Thonschiefer. Letzterer bildet große Flötze und findet sich häufig in der Nähe von Steinkohlenlagern. Erdharz ist allen Schiefern beigemischt. Er muß im Wasser entstanden sein, weil er bisweilen Pflanzen- und Fischabdrücke hat. Der mit Scheidewasser begossene Schiefer zeigt kein Aufbrausen, er ist folglich nicht kalkhaltig. Der feinste und sehr glatte Schiefer heißt Tafelschiefer; hat aber keinen Glanz. Ein Schieferdach ist sehr leicht, erfordert aber geschickte Dachdecker, da die Tafeln sehr dicht an einander schließen und die Bretter doppelt liegen müssen, auf welche der Schiefer genagelt wird, jedoch darf das Eisen zu den Nägeln nicht spröde sein. Gegen Feuersbrünste schützt das Schieferdach keineswegs. In Sachsen besitzt Meiningen die besten Schieferbrüche zu

Lehnsten, die vielleicht noch mehr genutzt werden würden, wenn unsere Gebirge mehr schiffbare Canäle hätten. Für Weinstöcke ist Schiefergruß ein herrlicher Dünger und die Reverberation der Sonnenstrahlen macht die auf Schiefergrund gewachsenen Trauben frühe zeitig.

Schiemann (Schffth.), derjenige Schiffsbediente, der, als Gehülfe des Hochbootsmanns, besonders die Pumpen unter der Aufsicht hat.

Schienenwege, Riegelwege, Eisenbahnen (engl. railways) sind Straßen, welche auf ihrer ganzen Länge aus 2 parallellaufenden Schienen oder Straßbäumen bestehen, welche einige Zoll über den Weg hervorragen und auf welche die Räder der dazu eigens gehörigen Wagen passen. Auf diesen Schienenwegen ist man im Stande, mit einer geringen Kraft eine sehr große Last zu bewegen, und die Art der Communication durch dieselben ist in jeder Hinsicht weit vortheilhafter, als durch schiffbare Canäle; denn 1 Meile von letztern kosten im Durchschnitt 40—60,000 Thlr., wogegen eine ebenso große Länge von erstern ungefähr auf 20—35,000 Thlr. zu stehen kommt. Hölzerne Schienenwege waren schon im 16. Jahrh. bei Newcastle in England bekannt; der erste öffentliche mit eisernen Schienen wurde 1789 bei Loughborough in England construirt. Jetzt findet man sie in allen Theilen Großbritanniens, in Frankreich, in den Rheinlanden, am Härz, in Schlesien, zwischen der Moldau und Donau, in Nordamerika ꝛc. In England waren Mitte 1827 ungefähr 2000 Meilen Eisenbahnen fertig und eine Menge noch in der Anlage begriffen.

Schierling (**cicuta** oder **conium maculatum**), wächst an der Schattenseite der Zäune und alten Mauern, mit knotigem Stengel in Fenchelgröße. Die Blätter gleichen dem Gartenkörbel und stinken; die Blüthen wachsen in Schirmblumen. Der Same gleicht

dem Anis, nur ist er weißer, und die Wurzel dem Pastinak. Je wärmer das Klima, desto giftiger ist dieses Kraut. Uebrigens ist es in gegebenen Fällen eine Heilpflanze.

Schießpulver ist eine Mischung von Salpeter, Schwefel und Holzkohlen. Am frühesten sollen die Chinesen das Schießpulver und dessen Anwendung gekannt haben. Vielleicht kam es von da zu den Arabern, denn schon 1331 brauchten die Mauren vor Alicante, 1342 zu Algesiras entschieden, 1250 die Araber vor Damiata wahrscheinlich und 1085 in einem Seetreffen eine dem Schießpulver ähnliche Mischung. Bei den europäischen Nationen sind die Spuren dieser Erfindung noch älter; denn das griechische Feuer, welches zuerst 668 gebraucht wurde, muß, da es Steine aus metallenen Röhren schleuderte, mindestens Salpeter mit Pech, Naphtha ꝛc. gemischt enthalten haben. Gewisse Spuren der Bekanntschaft der Europäer mit der chemischen Mischung des Pulvers findet man zuerst in einem im 9. Jahrh. verfaßten, auf der Universität zu Oxford aufbewahrten Buche des Marcus Graecus, der die Zusammensetzung ganz richtig angibt; auch Roger Baco (st. 1294) kannte die Kraft des Salpeters, entzündet ein donnerähnliches Geräusch hervorzubringen. Als Entdecker der Kraft des Pulvers, eingeschlossen und entzündet schwere Körper fortzutreiben, gibt die Sage bekanntlich den Mönch Berthold Schwarz an, der zwischen 1290 und 1320 zu Mainz gelebt haben, bei alchymistischen Versuchen die Mischung in einen Mörser gethan, und als zufällig ein Funken in denselben fiel, zu seinem Erstaunen die Mörserkeule in die Luft werfen gesehen haben soll; andre Sagen nennen den Konstantin Antlitz zu Köln als Entdecker. (Vgl. de Boucher's »Mém. sur l'origine de la poudre à canon«.) Wie dem auch sei, zum Kriegsgebrauch verwendet kommt das Pulver vor 1350 schwerlich vor, und was man von Kanonen in der Schlacht von Crecy

(1346), von Poitiers und noch frühern spricht, beruht auf der mehrfachen Bedeutung des Worts Canon. 1356 verrechnete indessen die Kämmerei zu Nürnberg Pulver, 1360 brannte das lübecker Rathhaus durch die Unvorsichtigkeit der Pulvermacher ab, und 1365 hatte schon der Markgraf von Meißen Geschütz. Wenige Jahre darauf war es in ganz Europa bekannt. Dadurch, daß sich diese ersten Spuren in Deutschland zeigen, widerlegen sich die Behauptungen andrer Nationen, die die Ehre der Erfindung den Deutschen streitig machen wollen, am besten. — Das Verhältniß der einzelnen Bestandtheile des Pulvers ist verschieden: in den preuß. Pulvermühlen werden 75 Theile Salpeter, 11½ Th. Schwefel und 13½ Th. Kohle genommen; in den französischen 75 Th. Salpeter, 12½ Th. Kohlen, 12½ Th. Schwefel. Bei der Fabrication, die auch auf sehr verschiedene Art geschieht, kommt das Meiste auf die Güte der Bestandtheile an. Der rohe Salpeter wird gebrochen, d. h. angefeuchtet über gelindem Feuer so lange abgeschäumt und mit großer Kraft umgerührt, bis alle Feuchtigkeit verdunstet und der Salpeter in Gestalt eines feinen Staubes zurückbleibt. Auch der gut geläuterte Schwefel wird pulverisirt. Die Kohle wird von dem Faulbaum, der Erle oder anderm sehr weichen Holze oder Strauchwerk, z. B. Hanfstengeln, genommen, in einem verschlossenen Raum mit großer Sorgfalt gebrannt und auch zu Staub zerrieben. Diese 3 Bestandtheile werden angefeuchtet, unter eine Stampf- oder jetzt gewöhnlicher unter eine Walzmühle gebracht, wo sich 2 metallene oder besser marmorne Walzen um eine vertical befestigte hölzerne Säule drehen und die auf einer runden Scheibe von gleichem Stoff liegende Mischung zermalmen. Andre Mühlen bewirken diese Zermalmung durch mehrere große, sich auf einer Metallplatte drehende eiserne Läufer, nach Art der Malerreibsteine, oder durch schnelles Umdrehen in Tonnen, in denen sich metallene Kugeln befinden.

Ist die Mischung 6 bis 8 Stunden unter der Mühle irgend einer Art gewesen, und sind die einzelnen Theile also verbunden worden, daß sie nur ein gleichartiges Ganze bilden, so preßt man den noch nassen Satz mittelst eines hölzernen Cylinders durch ein Sieb mit pergamentenem durchlöchertem Boden, wodurch das Pulver gekörnt wird. In andern Pulvermühlen geschieht dieses Körnen, indem man das Pulver zwischen Brettern zu Kuchen drückt und dann eine geriefte Walze 2 Mal darüber gehen läßt. Hierauf wird das Pulver in Trockenhäusern auf Brettern ausgebreitet und bei starker Ofenhitze 2 Tage lang getrocknet. Um Entzündungen zu vermeiden, ist der Ofen mit Lehm gut verstrichen und mit einem kupfernen Mantel umgeben. In neuerer Zeit geschieht das Trocknen zuweilen auch durch Dämpfe. Zuletzt wird das Pulver sortirt, indem es durch mehrere Siebe (Fegen), wo in dem ersten mit ganz weiten Oeffnungen nur das ganz unbrauchbare, in dem zweiten engern das Kanonenpulver, in dem letztern feinsten das Musketenpulver zurückbleibt, getrieben wird. Das fertige Pulver wird in eichenen Tonnen verpackt. Um Unglück zu vermeiden, gebrauchen die Engländer neuerdings kupferne Tonnen hierzu, deren Deckel aufgeschraubt wird. — Gutes Pulver muß ein schieferfarbenes, gleiches, rundes, reines Korn, und zerrieben gleiche Farbe haben, auch weder auf der Hand, noch auf dem Papiere Schwärze zurücklassen. Entzündet muß es schnell zusammenbrennen, nicht prasseln und auf Papier keine Brandflecke zurücklassen. Auf der Zunge muß es stark kühlen. Um die Stärke zu probiren, wirft man metallene, genau passende Kugeln aus einem kleinen Mörser; die Wurfweite zeigt die Stärke des Pulvers an. Eine ähnliche Probe, wo das Pulver den Deckel eines kleinen Mörsers und mit ihm ein Rad, das in eine Stahlfeder eingreift, zurückwirft, und wo die Stärke durch den Zahn, mit dem jenes Rad in die Feder eingreifend stehen bleibt, bestimmt wird,

ist unsicher, indem die Stahlfeder durch den Gebrauch erschlafft. — Bei der Aufbewahrung des Pulvers muß Feuchtigkeit und Feuer gleich sorgfältig abgehalten werden. Das zu Militairzwecken bestimmte Pulver wird daher in leicht gebaute, mindestens 1000 Schritt von jeder Wohnung entfernte, mit Blitzableitern versehene, mit Wall, Graben und Palisaden umgebene Gebäude, wo eine Schildwache die Annäherung jeder Feuer oder Feuer erregende Dinge bei sich tragenden Personen verwehrt, niedergelegt. Diese Gebäude enthalten Oeffnungen zu freiem Luftzuge; die Fässer kommen auf eine hölzerne Unterlage von der Wand entfernt zu stehen, und das Pulver wird alle 1 — 2 Jahre gesonnt und getrocknet. Muß man das Pulver an feuchten Orten, z. B. in Festungen in Casematten, aufbewahren, so belegt man die Wände mit Bleiplatten und stellt in der Mitte ein mit ungelöschtem Kalk gefülltes Gefäß auf, wo die Feuchtigkeit der Luft durch den sich selbst ablöschenden Kalk angezogen wird. — Bei Pulvertransporten wird die Gefahr durch aufmerksame Aufsicht auf das Durchstäuben der Fässer am besten vermieden. Daß hierbei die Wagen und Schiffe wasserdicht sein müssen, versteht sich von selbst. Völlig sichert man das Pulver gegen Nässe, wenn man erst das Faß und dann den sackleinenen Ueberzug in geschmolzenes Pech taucht. Solche Fässer kann man Wochen lang ins Wasser hängen, ohne daß das Pulver im mindesten an Stärke verliert. — Die Wirkungen des entzündeten Pulvers sind wahrhaft wunderbar. Im Freien aufgeschüttetes Pulver verpufft entzündet ohne Knall und Wirkung. In einem Zimmer frei niedergelegt, drückt eine gewisse Menge Pulver nur die Fenster ein und eine nicht größere zerschmettert eben dort in einer Bombe verschlossen und entzündet das ganze Haus. Graf Rumford lud in einen Mörser $\frac{1}{10}$ Loth Pulver, setzte auf denselben ein 8081 Pfd. schweres, 24pfündiges Kanonenrohr, verschloß sodann

alle Oeffnung möglichst hermetisch und entzündete die Ladung, die nun mit fürchterlichem Knall den Mörser sprengte und das Rohr abhob. Woher solche und ähnliche Wirkungen kommen, hat noch kein Chemiker genügend erforscht; die meisten Erklärungen sind nichts als Umschreibungen der bekannten Thatsachen. Die beste Erklärung ist, daß bei der Entzündung aus dem Salpeter der in fester Form befindlich gewesene Stickstoff und Sauerstoff und aus den Kohlen der Kohlenstoff in Gasform verwandelt frei werden und vermöge der Ausdehnungskraft aller Gase viel mehr Raum als früher einnehmen. Sie streben nun, die Gegenstände, welche diese große Ausdehnung hindern, zu beseitigen, u. diese Neigung wird noch durch die Glühhitze, welche die Gase erzeugten, bedeutend vermehrt. Endlich wirken noch die eingeschlossenen Dämpfe (man denke an die Dampfmaschinen) in gleicher Art, ohne jedoch, wie Rumford fälschlich meint, die einzige Ursache der Erscheinung zu sein.

Schießlöcher, Schußspalten, sind für das kleine Gewehr bestimmt und werden sowohl bei hölzernen Wänden (z. B. bei Blockhäusern), als auch bei Mauern angebracht. Durch starke Mauern sind sie inwendig 18 Zoll hoch und 4 Zoll weit, auswendig aber 24 Zoll hoch und 18 Zoll weit. Ist die Mauer noch keinen Fuß stark, so sind die Schließlöcher inwendig 8 Zoll hoch und 4 Zoll weit, auswendig aber ebenfalls 8 Zoll hoch und 6 Zoll weit. Jede Art von Schießlöchern muß auswendig mit der Sohle wenigstens $6\frac{1}{2}$ bis 7 Fuß über dem Erdboden stehen, damit man von außen kein Gewehr hineinlegen kann.

Schießscharten, Scharten, die zum Feuern mit dem groben Geschütz bestimmten, in den Brustwehren angebrachten Oeffnungen, deren Entfernung von einander auf den Batterien 15 bis 20 Schritte beträgt. Die Höhe über der Bank heißt die Kniehöhe und

muß sich natürlich nach der Höhe richten, in welcher das Geschütz liegt. Die untere Fläche der Schießscharten (die Sohle, Schartensohle, Brüstung) läuft gewöhnlich mit der Krone der Brustwehr parallel; die Seitenflächen heißen die Backen oder Schartenwände. Die Weite der Schießscharten beträgt inwendig $1\frac{1}{2}$ bis $2\frac{1}{2}$, auswendig 7 bis 9 Fuß. Die Sohlen der Ricochetschießscharten laufen aufwärts, sodaß sie inwendig 4 bis 5 Zoll tiefer sind als auswendig.

Schiff, der mittlere größere Theil der Kirche, von der Halle, wo der Glockenthurm steht, bis an das Chor. Es ist gewöhnlich wie ein T gestaltet.

Schiffbaukunst. Die Kunst, den einzelnen Theilen eines Schiffs die gehörige Gestalt und Verbindung zu einem zweckmäßigen Seegebäude zu geben, oder die eigentliche Schiffszimmerkunst, ist ein Theil der Technologie und beruht auf der wissenschaftlichen (aus der Mechanik und Hydraulik abgeleiteten) Untersuchung der Eigenschaften eines Schiffs, insofern diese Einfluß auf das Gleichgewicht und die Bewegung desselben haben. Diese Untersuchung selbst ist die Aufgabe der Schiffbaukunst. (Vergl. Schifffahrtskunde, auch Steuermannskunst und Seemannschaft.) Es ist hier nicht der Ort, über das Schiff — das kühnste, sinn- und kunstreichste menschliche Bauwerk — wissenschaftliche Betrachtungen anzustellen, noch in die Geheimnisse der analythischen Theorie von dem Mechanismus der beiden Schwerpunkte einzudringen, wie der Druck des Schwerpunkts des Wasserraums aufwärts und der des Schwerpunkts des Schiffs auf den Kiel senkrecht wirkt, beide aber vereinigt streben, die auf den Kiel senkrecht fallende Linie lothrecht zu stellen. Ebenso wenig gestattet es der Raum, das zaubervolle Gemälde des neptunischen Lebens — seit Geßner's erstem Schiffer bis zu Esmenard's Gedicht über die Schifffahrt — hier aufzustellen und alle Theile des Schiffs, vom

Kiel an, auf den Rahen und Stengen bis zur Bramstenge zu durchlaufen, oder, nach Röding (Vf. des »Allg. Wörterb. der Marine«, nach Stratico's »**Vocabolario di marina**«, 4 Bde., Mailand 1809), alle Kunstwörter der Nautik und der Seesprache (welche bei den Deutschen und Holländern, wahrscheinlich seit den Zeiten der Hanse, fast dieselbe ist) zu erklären. Wir verweisen den Leser, welcher die stürmische Welt des Seemanns und das furchtbare Bild einer Seeschlacht versinnlicht anschauen, und die Ausdrücke der Takelage, Bemastung und Schiffbaukunst verstehen lernen will, auf das Prachtwerk von Stalkart (»**Naval architecture**«, Lond. 1781), oder auf Ozanne (»**Marine militaire**«) und auf die genannten Wörterbücher. Besser noch ist es, ein Modell zu betrachten, und z. B. hinter den weggenommenen Planken, in die Spanten oder Rippen des Körpers eines Linienschiffs vom ersten Range einen Blick zu werfen. Hier enthüllt sich ihm die wundergleiche Einrichtung eines Gebäudes, das über 1200 Mann und 120 Kanonen — in der untern Lage 36 Pfünder, in der obern Stücke von leichterm Kaliber — trägt; über welchem eine Segelfläche von beinahe 6500 QEllen schwebt, wo das große Marssegel allein gegen 30 Ellen tief und 25—40 Ellen breit ist; aus welchem Masten von 70—117 Fuß Höhe emporsteigen; welches Anker von 2—8000 Pfund an 9—10 schweren Tauen, jedes von 13,000 Pf., ohne das Kabeltau, welches gegen 5000 Pf. wiegt, in der Tiefe festhalten, und das mit allen nöthigen Vorräthen eine sinnreich vertheilte Last von mehr als 5 Mill. Pfund, in einem Raume von 180—190 Fuß Länge und 50 F. Breite, bei einer Tiefe von 25 F., einschließt! In einem solchen Modelle sieht man, wie der Ballast den Schwerpunkt des Schiffs nach unten zieht, um der großen Schwere des Gebäudes über dem Wasser, nebst dem Geschütze, das Gleichgewicht zu halten; hier erkennt man die einzelnen Abtheilungen

des Raumes, z. B. das Kabelgat, die Kambüsen oder Küchen, den Wasserraum und die Buttlerei, den Pumpsoo und die Kugelbacken, die Segelkoje, die Pulverkammer (Ste.-Barbe) und selbst das Geräthe in den Kajüten. 1807 kostete in England ein Kriegsschiff von 100 Kanonen zu bauen und auszurüsten gegen 80,000 Pfd. Sterl. oder über 480,000 Thlr., dessen monatliche Unterhaltung aber wurde auf 3400 Pfd. oder ungefähr 20,500 Thlr. geschätzt. Ein solches Linienschiff ist 163 Fuß lang, 51 F. breit, geht 20½ F. tief im Wasser und dauert 30 Jahre. Eine andere Einrichtung haben die Handelsschiffe oder Kauffahrer, die jedoch nach der Beschaffenheit der Waaren oder der Ladung, sowie nach den Eigenschaften der zu befahrenden Meere, manche Verschiedenheit zulassen. Die Größe der Kauffahrteischiffe wird nach einem Maße des Gewichts seiner Ladung bestimmt, welches man Tonne (etwa 2000 Pfd.) oder Last (etwa 4000 Pfd.) nennt. Endlich sind auch die Packetboote, oder Fahrzeuge, die zwischen bestimmten Oertern, wie eine Post zu Lande, fahren und für Reisende bequem eingerichtet, leicht und schnell segeln, noch zu bemerken. — Der zum Schiffbau eingerichtete Platz heißt Schiffswerft. Legt man den Kiel eines Schiffs bei seiner Erbauung auf Klötzen und andern Hölzern (Stapeln) zu, so sagt man, so lange es in dieser Lage bleibt, es steht auf den Stapeln. Eine andere Vorrichtung zum Kielbau ist die Hellung, d. i. ein langes, auf Rösten, Unterlagen ꝛc. befestigtes, gegen die Wasserseite zu geneigtes Stück Holz. Auf diese Hellung wird auch das Schiff hinaufgewunden, wenn es einer beträchtlichen Ausbesserung am Boden bedarf. Das Aufwinden erleichtern große Wasserbecken oder Schiffsdocken. Wichtig für die Erhaltung des Schiffs ist die von den Engländern zuerst, nun auch von den Franzosen angewendete Filzbekleidung. Man nimmt nämlich statt betheerten Papiers oder Segeltuches, welches bald fault, Filz,

um den unter Wasser gehenden Theil des Schiffes zu überziehen. Auf diesen Filz legt man die Kupferplatten, womit man seit 1760 die Schiffe verkleidet. Der Filz schützt vor dem Wurmfraß und verhindert durchaus jedes Eindringen des Wassers.

Schiffbrücke ist eine Art von Brücken, welche man da schlägt, wo die Breite und Gewalt des Stroms die Erbauung einer gewöhnlichen Brücke verhindert, oder wo Eile nöthig ist. Im ersten Fall pflegt man sich einer Anzahl Kähne zu bedienen, die man durch Anker im Flusse befestigt und durch darüber gelegte Balken und Bohlen zu einer Brücke verbindet. Zu den Schiffbrücken, welche der Eile wegen geschlagen werden, gehören vornehmlich die militairischen, welche aus kupfernen, blechernen oder von getheerten Segeltüchern und hölzernen Rahmen gefertigten Schiffen (Pontons) bestehen, welche eigens zu diesem Zwecke die Heere mitzuführen pflegen.

Schifferinseln (Navigatorinseln), Gruppe von 10 oder 11 Inseln in Australien, zwischen den Tonga- und Gesellschaftsinseln, zwischen 13° 27′ und 14° 29′ S. Br., werden zu 80 QM. Größe mit 30,000 Ew. angenommen. Von ihnen sind Leone, Oppun, Fanfure, Na-u-na, Oyolava und Pola die größten. Sie sind sehr fruchtbar an Brotfrucht, Kokosnüssen, Zuckerrohr.

Schifffahrt, die einen so wichtigen Einfluß auf Völkerverkehr und Verbreitung der Civilisation gehabt hat, und noch hat, wird ursprünglich den Phöniciern zugeschrieben. Anfangs bediente man sich einzelner Stücke Holz, welche man zusammenfügte, woraus die Flöße oder Fähren entstanden (die Deutschen wählten hohle Bäume dazu), und man schiffte bloß an den Ufern und Küsten hin. In der Folge, als man die Magnetnadel und den Compaß erfand, wurden die Seefahrer sicherer und wagten sich nun aufs hohe Meer. So stieg nach und nach die Schiffbau- und Schiffahrtskunst immer mehr;

ihr verdankte man die Entdeckung beider Indien; die Spanier, Portugiesen, Engländer und Holländer brachten es immer weiter darin u. es wurden nach u. nach von den Europäern die wichtigsten Entdeckungen und Eroberungen gemacht und zugleich der Handel auf die höchste Stufe geführt. Durch Kanäle wurden Flüsse und Meere mit einander verbunden, wie unter Karl d. Gr., Ludwig XIV.; und daß jetzt die Engländer in dem Besitze der größten Schifffahrt sind, ist eine zu bekannte Sache, als daß sie einer weitern Ausführung bedürfte.

Schifffahrtskunde oder Steuermannskunst ist die Kunst, den Weg auszumitteln, den ein Schiff von einem gewissen Punkte aus zurückgelegt hat, und den es nehmen muß, um an einen bestimmten Ort zu gelangen. Sie erfordert eine gute Kenntniß der Rechenkunst, der Trigonometrie, der Astronomie, des Sonnen- und Mondlaufs insbesondere, und Fertigkeit in geometrischen Constructionen. Die die dem Schiffer nöthigen Werkzeuge sind der Compaß, das Log, einige Instrumente zur Höhenmessung und das erforderliche Reißzeug; außerdem sind ihm genaue Seekarten unentbehrlich. Vom Seecompaß s. Compaß. Man unterscheidet aber einen Strich- und einen Peil- (Visir-) Compaß. Von jenem hat der Steuermann gewöhnlich 2 vor sich, in einem Schrank, der das Nachthaus heißt und so eingerichtet ist, daß Nachts zwischen beiden Compassen ein Licht angezündet werden kann. Der Peilcompaß dient, die Lage entfernter Gegenstände oder der Himmelskörper in Absicht auf die Weltgegenden aufzunehmen, auch die Abweichung der Magnetnadel zu erfahren. Ist der Peilcompaß zu Beobachtungen eingerichtet, um das Azimuth der Sonne, des Mondes od. eines Sterns zu finden, so heißt er Azimuthcompaß. Das Log ist ein hölzernes Dreieck, 6—7 Zoll hoch, an welches eine durch Knoten eingetheilte lange Leine, die Logleine, an der einen Spitze geknüpft ist. Dieses wird ins Wasser gelassen, worin es

sich, wegen des in den untern, der Spitze gegenüberstehenden Theil eingegossenen Bleies, senkrecht stellt. Damit das Dreieck aber seine breite Fläche dem Wasser entgegenstelle, ist unten daran noch ein Stückchen Holz mit einer starken Schnur angebunden; eine andere kurze Schnur geht von der Logleine ab und vereinigt sich mit jener mittelst eines Pflöckchens, das in ein Loch des Stückchens Holz gesteckt wird. So lange man von dem segelnden Schiffe ab die Logleine laufen läßt, stellt sich die breite Fläche des Dreiecks dem Wasser entgegen nach der Richtung des Schiffes; sobald man, nach vollendetem Versuch, das Log wieder einnehmen will, zieht man mit einem Ruck die Leine an sich, der Pflock geht aus dem Stückchen Holz heraus und das Dreieck wendet dem Schiffe seine schmale Seite zu. Mit diesem Werkzeuge mißt man die Geschwindigkeit des Schiffes. Man nimmt an, daß das Dreieck im Wasser unbewegt stehe, und schließt von der Länge der abgewickelten Schnur und der Zeit auf die Geschwindigkeit des Schiffes, allein mit vollkommener Sicherheit kann dies nicht geschehen, da das Log nicht fest steht. Auf Kriegsschiffen pflegt man alle Stunden, auf Kauffahrteischiffen alle 2 Stunden das Log zu gebrauchen. — Lauf und Kiel eines segelnden Schiffes weichen in der Richtung von einander ab. Diese Abweichung, welche die Abdrift heißt, wird besonders auch durch einen schief in die Segel stoßenden Wind verursacht. Daher muß der Schiffer die Angabe des Compasses, welche bloß auf die Richtung des Kiels geht, zu verbessern suchen. Die Instrumente, deren sich der Schiffer zur Messung der Höhen der Himmelskörper bedient, sind jetzt vornehmlich der engl. Schiffsquadrant und der Hadley'sche Reflectionsoctant. Die Karten, deren sich die Seefahrer bedienen, sind entweder platte oder reducirte. Jene stellen ein Stück der Erdfläche als eben vor und können nur bei kleinen Gegenden, als einer Bai oder einem kleinen Theile einer Küste

gebraucht werden. Die reducirten oder runden Karten sind zur See einzig allgemein brauchbar. Auf einer solchen Karte werden von den Ländern nur die Küsten, die Häfen, die Mündungen der Flüsse gezeichnet, außerdem aber Alles, was auf dem Meere dem Schiffer zu wissen nothwendig ist, als Inseln, Klippen, Sandbänke, Meerströme, Wassertiefen u. s. w. An mehreren Stellen werden die 32 Striche des Compasses aufgetragen, daß der Schiffer, wenn er von irgend einem Orte aus eine Linie zieht, die er zu befolgen gedenkt, durch eine Parallele mit derselben an die nächste Windrose, leicht den Strich erfahre, nach dem er sein Schiff zu richten hat, oder auch, daß er den zurückgelegten Weg bequem auf die Karte tragen könne, wenn er den gehaltenen Curs weiß. Die geograph. Operationen auf der Karte nennt der Schiffer Besteck setzen. Ein Schiff hält, wenn auch nicht auf der ganzen Reise, doch durch beträchtliche Theile derselben einerlei Curs. Der Weg eines Schiffes nun, das denselben Curs hält, heißt die loxodromische Linie, deren Berechnung (Loxodromie, Schieflauf) dem Seefahrer sehr nöthig ist, weswegen man auch loxodromische oder Strichtafeln berechnet hat, welche für die 8 Striche des Quadranten auf dem Compasse für jede Meile des Wegs vom Aequator an die dazu gehörige Länge und Breite angeben. Der Schiffer kann also aus dem Curs, den er gehalten, und dem Wege, wenn er die Länge und Breite des einen Endpunkts weiß, den Unterschied der Länge und Breite des andern Endpunktes finden. Nothwendig ist dem Schiffer die Tafel der Meridionaltheile, in welcher die vergrößerte Länge der Breitenkreise vom Aequator an, wie sie in den revidirten Karten aufgetragen werden, angegeben ist. Mit dieser Tafel kann er allenfalls die Strichtafel entbehren. Gesetzt, es weiß ein Schiffer den zurückgelegten Weg und den Curs, so kann er von dem zuletzt auf der Karte bemerkten Orte seines Schiffes die Richtung des Weges nach dem Curs

zeichnen und die Länge desselben nach der Größe der Meridiangrade zwischen den Parallelen der Breite, wo er sich befindet, auftragen. Dadurch erfährt er, wie viel er Länge und Breite verändert hat. Diese Verzeichnung seines Weges muß er möglichst oft vornehmen. Der Winkel, den die Richtung des Schiffes mit dem Meridian nach der Angabe des Compasses macht, heißt der gesegelte oder angelegene Curs; der wegen der Abweichung der Magnetnadel und der Abschrift verbesserte wahre Winkel, sowie er in der Schiffsrechnung gebraucht oder auf der Karte abgesetzt wird, heißt der behaltene Curs. Der Schiffer muß den Punkt seiner Abfahrt nicht allein genau bemerken, sondern kurz vorher, ehe er die Küste verliert, wo möglich die Lage zweier auf der Karte bemerkten Oerter mit dem Peilcompasse aufnehmen und den beobachteten Strich auf der Karte durch jeden Ort ziehen. Dann gibt der Durchschnitt beider Striche die Stelle an, wo sich das Schiff noch zur Zeit der Beobachtung befand. Ist er im Schätzen geübt, so mag er auch bloß die Richtung eines Punktes auf der Karte peilen und die Entfernung nach dem Augenmaße schätzen. Jenes Verfahren heißt: den Punkt der Abfahrt durch eine Kreuzpeilung festlegen; das andre nennt man eine einfache Peilung. Solche Beobachtungen wird er bei jeder bekannten Küste vornehmen, um seine Angaben dadurch zu verbessern. Dieses Verfahren, den Ort des Schiffes durch Schätzung der Länge des Weges und der Richtung zu bestimmen, heißt die Schiffsrechnung. Sie besteht in der Auflösung des rechtwinkligen Dreiecks, welches der Weg des Schiffes, die Veränderung der Breite und die Veränderung der Länge auf einem Parallelkreise mit einander bilden, von welchen Seiten die beiden letztern den rechten Winkel einschließen, die erste aber die zweite unter einem spitzigen Winkel schneidet, welcher der Curs ist. Zwei von diesen Stücken (außer dem rechten Winkel) sind gewöhnlich gegeben; am

öfterſten Curs und Weg, oder Curs und Veränderung der Breite, auch wohl Weg und Veränderung der Breite. Je nachdem man dieſes Dreieck auf der platten oder auf der runden Karte darſtellt, unterſcheidet man in der Steuermannskunſt das Segeln nach der platten oder nach der runden Karte. Zwiſchen beiden liegt das Segeln nach der Mittelbreite. Da die Schiffsrechnung immer unſicher bleibt, ſo muß der Seefahrer, ſo oft er kann, die Länge und Breite ſeines Orts durch aſtronomiſche Beobachtungen zu erfahren ſuchen. Die Breite macht keine Schwierigkeit, zumal wenn man die Höhe der Sonne zu Mittage oder die Höhe eines Sterns im Durchgange durch den Meridian zu beobachten Gelegenheit hat. Die Declination der Sonne iſt aus einem aſtronomiſchen Kalender oder aus Ephemeriden, die Declination der Sterne aus den Sternenverzeichniſſen zu erſehen. Der Unterſchied oder die Summe der Höhe und der Declination aber gibt die Höhe des Aequators, deren Complement die Polhöhe oder Breite des Orts iſt. Die Zeit, wo das Geſtirn im Meridian iſt, erfährt man hierzu hinlänglich genau mittelſt des Compaſſes. Kann man aber keinen Durchgang der Sonne oder eines Sterns durch den Meridian beobachten, ſo läßt ſich doch aus 3 Höhen außer der Meridianfläche, aber in der Nähe derſelben, und den Zwiſchenzeiten der Beobachtung die Meridianhöhe herleiten, am leichteſten, wenn die Zwiſchenzeiten gleich ſind. Die wahre Zeit, deren genaue Kenntniß beſonders zur Erforſchung der Länge nöthig iſt, erfährt der Seefahrer am zuverläſſigſten, wenn er aus der Breite des Orts, der Abweichung der Sonne und ihrer Höhe die Entfernung derſelben vom Meridian oder den Stundenwinkel berechnet, und dieſen mit der Zeit der Uhr vergleicht. Ein anderes Mittel iſt, die Zeit des Auf- od. Unterganges der Sonne zu beobachten, welche man aus der bekannten Breite des Orts auch berechnen oder mittelſt berechneter Tafeln wiſſen kann. Der Unter-

schied der berechneten und beobachteten Zeit ist die Abweichung der Uhr; doch muß dabei die Strahlenbrechung berücksichtigt werden. — Das wichtigste und schwerste ist die Erforschung der Länge zur See; doch ist es gegenwärtig nicht mehr von besonderer Schwierigkeit für den Schiffer, Breite und Länge zu erfahren. Mit ihrer Hülfe kann er den Ort des Schiffs auf der Karte genau angeben, die Schiffsrechnung damit vergleichen u. verbessern und den fernern Lauf des Schiffs bestimmen. — Außer den eigentlichen astronomischen Kenntnissen und Geschicklichkeiten muß der Schiffer noch ein guter Zeichner und Rechner sein, die Strömungen und Winde, die Meeresufer und Meerestiefen, die Beschaffenheit der Ebbe und Flut ꝛc. kennen und zu beurtheilen wissen. Das beste Werk (seit Röhl's »Steuermannskunst,« Greifsw. 1778, u. Robertson's »Elements of navigation,« 1796) zum Gebrauche für Navigationsschulen und zum Selbstunterricht angehender Steuerleute ist das von der hamburgischen Gesellschaft zur Verbreitung der mathemat. Kenntnisse verfaßte »Handbuch der Schifffahrtskunde, mit einer vollständigen Sammlung der unentbehrlichsten Seemannstafeln, nebst 15 K. u. 2 Seekarten (Hamb. 1819). Auch ist Krusenstern's Werk: »Beiträge zur Hydrographie der größern Oceane« (Lpz. 1819, 4.), zum Studium des Seewesens unentbehrlich. Es enthält wichtige Bemerkungen über den Gebrauch des Marinebarometers und eine treffliche Seekarte.

Schiffmühle, eine Mühle, die auf einem platten Fahrzeuge erbaut wird und auf Strömen von einem Orte zum andern gefahren werden kann, damit das Wasserrad von dem daran schlagenden Strome gehörig umher getrieben werden kann. Sie hebt und senkt sich mit dem steigenden und fallenden Wasser, muß aber mit starken Seilen oder Ketten an das Land gehangen oder tüchtig verankert werden.

Schiffpech, 1) die von Pech, Harz und Theer zusammenge-

schmolzene Masse zum Kalfatern der Schiffe; dann heißt auch 2) noch Schiffpech (gr. **Apochyma**) dasjenige Pech, welches von den alten Schiffen, die zur See gewesen sind, abgekratzt ist und von dem Seewasser einige Salzigkeit und anziehende Kraft angenommen hat. Daher es in den Apotheken zu Pflastern gebraucht wird.

Schiffpfund, s. Pfund.

Schiffrose, s. Windrose. — Schiffsäule (Bkst.), eine mit Schiffsschnäbeln und Ankern rund um gezierte Säule, zum Andenken eines Seegefechtes errichtet. — Schiffsand, soviel als Ballast. — Schiffscapitain, Befehlshaber eines Kriegs- oder Kauffahrteischiffs. — Schiffschnabel, an den Kriegsschiffen der Alten der hervorragende zugespitzte Theil von Kupfer oder Metall, womit man die feindlichen Schiffe zu durchbohren suchte. — Schiffschuh, s. Schacht. — Schiffsklarirer, s. Schiffklarirer. — Schiffsparten, s. Rheder. — Schiffspatron, Schiffsherr, heißt der Eigenthümer eines Schiffs. — Schiffspiegel, der mit Schnitzwerk und Malerei verzierte Theil des Schiffs vom Hintersteven bis an die Cajüte. — Schiffsraum, der Boden in einem Schiffe unter dem letzten Verdecke, für die Waaren und Vorräthe bestimmt. — Schiffstau, ein starkes Seil von neunfachen Schnüren, welches während einer Windstille den Anker auf dem Grunde des Meeres halten muß. — Schiffswerft, Schiffsholm, ein zum Schiffsbau eingerichteter Platz. — Schiffziehen, war eine der schrecklichsten Strafen, von Joseph II. anstatt der Lebensstrafe im Oesterreichischen eingeführt. Es wurden nämlich allemal 5 Sträflinge an eine Stange mit eisernen Ringen um Leib und Hals gefesselt, von der sie weder Tag noch Nacht loskamen und an welcher sie beladene Fahrzeuge Strom aufwärts ziehen mußten; das Entsetzliche dieser Strafe raffte binnen drei Jahren zwei Drittheile jener Unglücklichen hinweg.

Schiiten, Irrgläubige, werden von den Sunniten alle Mohammedaner genannt, welche die Sunna nicht als Gesetz annehmen. Die Schiiten glauben, daß Ali, der vierte Khalif, d. h. Nachfolger Mohammed's, dem Propheten in der Würde eines hohen Priesters gefolgt, also dessen erster rechtmäßiger Nachfolger sei. Die Perser sind Anhänger des Ali oder Schiiten. Von ihnen trennte sich die Sekte der Ismaeliten.

Schikaneder (Emanuel), der Verf. der »Zauberflöte« und einer Menge andrer sogen. wiener Local- und Zauberopern, wurde 1751 zu .... geb. Der theatralischen Laufbahn von Jugend auf sich widmend, gewann er sich auf den Bühnen mehrerer österreichischen Städte in den Rollen der Thaddädel u. dgl. den Beifall der Menge; bald suchte er denselben auch als Dichter zu erhalten. Eine Menge Opern und Singspiele wurden nach und nach von ihm ausgearbeitet und machten, je nachdem der Componist war, dem sie in die Hände fielen, bald längere, bald kürzere Zeit, und bald mehr, bald minder Glück. Mit keiner war dies aber mehr und verdienter der Fall als mit der »Zauberflöte,« die durch Mozart's unsterbliche Musik wie mit einem goldenen Rahmen eingefaßt wurde. Die Vorwürfe, welche man übrigens dieser Oper als Dichtung so oft und vielfach gemacht hat und noch zuweilen machen hört, als sei sie nämlich nichts denn ein Gemisch von Unsinn und Trivialität, sind so ungerecht als unkritisch. Ohne eine poetische Grundidee, die dem Ganzen zur Basis dient, würde des Componisten großer Genius das Machwerk nicht so lange auf der Bühne haben erhalten können, und man würde dann allgemein (was jedoch nicht der Fall ist) die Musik lieber im Concertsaale als von der Bühne hören. Eine solche echt poetische Grundidee schlingt sich aber allerdings durch das Gewebe dieser Oper hin, deren metrische und dialogische Ausführung dagegen freilich so fehlerhaft und unbeholfen ist,

daß man dieselbe mit einem schlecht und roh gezimmerten, aber auf einem trefflichen Grunde ruhenden Gebäude vergleichen kann. Durch die »Zauberflöte,« deren volksthümlichste Melodien, wie man behauptet, der Verf. dem großen Componisten zum Theil vorträllernd mit angegeben haben soll, sowie durch ein, wenn auch nicht kunstgerechtes, doch für die Casse ersprießliches Erfassen Dessen, was die Menge des Publicums anzieht, hatte sich S. nach und nach sowohl in Prag, wo er eine Zeitlang die Direction des Theaters führte, als späterhin in Wien, wo er dem leopoldstädter Theater vorstand, so viel Vermögen und Credit erworben, daß er es unternehmen konnte, ein neues großes Theater an der Wieden zu bauen (das sogen. Theater an der Wien), welches er sowohl äußerlich als in Betreff der innern Einrichtung, der Maschinerie ꝛc. mit einem Glanz und einer Vollkommenheit ausschmückte, die seiner Kenntniß Dessen, was zu einem guten Theater in dieser Hinsicht gehört, die größte Ehre machte. Den 13. Juni 1801 wurde diese neue Bühne mit einer Vorstellung der Oper »Alexander,« componirt von Teyber, eröffnet, und die entzückten Wiener sahen hier zum ersten Male auf den Brettern einen Zug von 40 Pferden erscheinen, was denn nicht verfehlte, großen Eindruck zu machen. Trotz s. meist richtigen Speculationen und dem Glück, welches dieselben häufig begleitete, kam S. doch in seinen ökonomischen Umständen zurück, mußte die Direction des von ihm gegründeten Theaters niederlegen u. starb d. 21. Sept. 1812 zu Wien in ziemlicher Dürftigkeit.

Schild, eine Schutzwaffe der Alten, die aus Häuten, welche über Reifen gespannt wurden, bestand. Schon im Alterthum schmückte ihn die Kunst; berühmt ist in dieser Hinsicht der Schild des Achilles. S. »Ilias,« XVIII, 378 fg.; vergl. Bolvin und Caylus in den »Mém. de l'acad. des inscr.,« XXXII. Ueber den Schild des

Hercules s. die kleine Schrift von Schlichtegroll (Gotha 1788). — Wappenschild, s. Heraldik.

Schildbauern heißen in Tyrol gewisse freie Bauern, die nicht leibeigen sind, sondern mit zum Adel steuern. Ihre Höfe heißen Schildhöfe. — Schildd'or oder Schildlouisd'or, eine französische Goldmünze, so viel als ein Carolin oder 6 Thlr. 4 Gr., von dem darauf geprägten Wappenschilde so genannt. — Schildgroschen, eine Silbermünze des 15. Jahrh., wovon 60 Stück soviel als 3 Thlr. 2 Gr. werth waren. — Schildhalter (Wpkst.), eine menschliche oder thierische Figur, die den Wappenschild hält. — Schildhof, im Tyrolschen, ein Freigut.

Schildknappe, Schildträger, Junker, Wapener, hieß im Mittelalter Derjenige, welcher unter den Befehlen und der Leitung eines wirklichen Ritters sich zum Kriegsdienste und den Ritterspielen vorbereitete. Als in der letzten Hälfte des 11. Jahrh. die Ritterspiele (Turniere, deren Ursprung jedoch in Frankreich zu suchen ist) aufkamen u. allgemein beliebt wurden, behandelte man sie ordentlich zunftmäßig als Vorbereitungsmittel zum wirklichen Kriegsdienste. Jeder, ohne Unterschied der Geburt, der einst Ritter sein und heißen und als solcher bei Ritterspielen erscheinen und turnieren wollte, mußte sich allen deshalb bestehenden ausdrücklichen u. stillschweigenden Verfügungen unterwerfen. Die Ritter theilten sich in Nationen ein, u. jeder derselben stand ein angesehener und beliebter Ritter vor, der deshalb Turnierkönig hieß, und dem jeder andere Ritter, wenn auch von noch so hoher Geburt, untergeordnet war. Nun hatte jeder Ritter wieder dergleichen junge Männer unter sich, die, weil sie noch nicht zunftgerechte Ritter waren, Schildknappen hießen u. mancherlei Verpflichtungen gegen den Ritter, der ihr Lehrer war, hatten, z. B. ihm an Turniertagen die ritterlichen Waffen ꝛc. nachtragen und herbei-

schaffen, außer Turniertagen aber ihm auf seiner Burg aufwarten und ihn bedienen mußten. Selbst junge Fürsten unterzogen sich in Deutschland gern solchem Dienste, und wenn auch der Meister von nicht so hoher Geburt war. Um aber Schildknappe zu werden, mußte man bis zu Kaiser Friedrichs II. Zeit frei geboren sein und den zum Ritterstande nöthigen Lebensunterhalt haben. Jener Kaiser verordnete, daß bloß Diejenigen zu Lehrlingen der Ritterspiele angenommen werden sollten, welche von Rittern geboren oder von dem Kaiser wegen ihrer Verdienste mit diesem Rechte würden begünstigt werden. Dabei blieb es bis zum Ausgange des 16. Jahrh. Von dem Meister des jungen Schildknappen hing es übrigens ab, ihn zum Ritterschlage oder derjenigen feierlichen Handlung zuzulassen, kraft der er durch einen Schlag mit dem flachen Schwert auf den Rücken zum Ritter geschlagen ward. Diese Ertheilung der Ritterwürde geschah von Kaisern, Königen und berühmten Fürsten, besonders bei feierlichen Gelegenheiten. Auch konnte kein Fürst sich vermählen oder zur Erbfolge gelangen, wenn er nicht erst auf eine Art zum Ritter gemacht worden war.

Schildkröte (lat. testudo): Diese vierfüßige oder kriechende Amphibie ist von allen andern Geschöpfen durch den sie oben und unten bedeckenden Schild unterschieden, durch den sie meistentheils Kopf, Füße und Schwanz willkürlich hervorstreckt und wieder einziehen kann. Der Schild der größten Art mißt 4—5 Fuß in der Länge und 3—4 Fuß in der Breite; die Dicke des Thiers beträgt an den erhabensten Stellen nicht selten 4 Fuß, und das Gewicht wohl gegen 800 Pfund, wovon auf die beiden Schilde die Hälfte kommt. Die kleinsten Gattungen dagegen sind 2—3 Zoll lang und wiegen oft nicht 1 Pfd. Nach der Beschaffenheit ihres Aufenthalts und der sich darauf beziehenden Form ihrer Füße, unterscheidet man Meer-, Fluß-

und Landschildkröten. Der Rückenschild ist bei diesen Thieren so fest, daß ein Lastwagen darüber hingehen kann, ohne ihn einzudrücken. Die Schildkröten wachsen sehr langsam und scheinen ein sehr hohes Alter zu erreichen; dabei ist ihre Lebenskraft so groß, daß sie Monate lang an feuchten Orten ohne Nahrung leben und oft erst nach mehreren Tagen sterben, wenn ihnen der Kopf abgehauen ist. Sie pflanzen sich durch Eier fort, welche sie in den Sand vergraben und durch die Sonnenwärme ausbrüten lassen. Eine Schildkröte legt deren jährlich 1000—1200. Sowohl die Eier als auch die Schildkröten selbst sind eine angenehme Speise. Die Riesenschildkröte, welche zwischen den Wendekreisen einheimisch ist, dient den dortigen Bewohnern zur Hauptnahrung. Man kann sie leicht fangen; denn da sie sich nicht umwenden kann, darf man sie nur mittelst eines Hebels auf den Rükken werfen, wenn sie ans Land kommt. Das Fleisch wird theils frisch, theils eingesalzen genossen. Die gemeine Flußschildkröte oder die europ. Schildkröte bewohnt die meisten Länder Europas bis Preußen hinauf und wird ebenfalls häufig genossen, da ihr Fleisch sehr schmackhaft ist. — Das Schildpatt, welches aus den Schalen der schuppigen und der Karetschildkröte besteht, wird zu allerlei Waaren verarbeitet, welche bekannt genug sind.

Schill (Ferdinand v.), ein durch seinen Patriotismus in dem franzöſ. preuß. Kriege bekannt gewordener Deutscher, geb. 1773 zu Sothof bei Pleß in Oberschlesien. Sohn eines preuß. Oberst-Lieutenants, widmete er sich ebenfalls dem Militairdienste. Im Jahr 1806 in der Schlacht vom 14. October verwundet, kam er nach Pommern. Sein Drang, den Feinden möglichst entgegen zu wirken und sein Wunsch nach Unterstützung bei seinen Streifzügen wurde ihm selten nur gewährt; aber dennoch zeichnete er sich in dem Gefechte bei Neugardt, und besonders durch den Fang des Generals Victor (gegen

welchen Blücher ausgewechselt wurde) sehr aus. Nach dem Tilsiter Frieden wurde er unter ehrenvoller Auszeichnung Major und Chef eines Husarenregiments, und in Berlin aufs ausgezeichnetste aufgenommen. Unter dem Vorwande, sein Regiment in größern Feldmanoeuvres zu üben, zog er den 28. April 1809 mit demselben von Berlin aus. Erst auf dem Uebungsplatze eröffnete er seinen Officieren in einer feurigen Anrede die Absicht dieses Zuges. — Schill zog an der Elbe hin; Hieronymus hatte auf seinen Kopf 10,000 Franken gesetzt. Er wendete sich nach Mecklenburg; mit einer Schaar von 6000 Mann zog er dann nach Pommern, und warf sich zuletzt nach Stralsund, das er zu befestigen suchte. 10,000 Mann Holländer und Dänen rückten gegen ihn vor, drangen nach einem fürchterlichen Feuer in die Stadt ein; der heftigste Kampf entstand. Schill und seine Genossen fochten wie Verzweifelnde; und eben hatte er den holländischen General niedergemacht, als er unter den feindlichen Hieben niederstürzte und seinen Tod fand. Sein Kopf wurde nach Cassel geschickt und ist durch unbekannte Ereignisse in ein Leydner Cabinet gekommen. (S. Haken, »Ferd. von Schill.« Eine Lebensbeschreibung nach Originalpapieren, Leipzig 1824, 2 Bdchn.; »Schill's Zug nach Stralsund und sein Ende,« 8., Quedlinburg 1831.

Schiller (Johann Christoph Friedrich v.), einer der ersten unserer deutschen Dichter und Geschichtschreiber, geb. zu Marbach (im Würtemberg.) am 10. Nov. 1759. Nach dem ersten zu Ludwigsburg genossenen Unterrichte wurde er für die Chirurgie bestimmt; in einem militairischen Institute, der Karls-Akademie zu Stuttgart, sollte er die erste Bildung erhalten; allein sein Geist ließ sich durch diesen Druck und Zwang, der hier herrschte, nicht einengen, Shakspeare beschäftigte seine ganze Seele, sein einziger treuer Freund war Zumsteeg. Sein erstes merkwürdiges Produkt, die »Räuber,« von dem er selbst

gestand, daß, unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal, sein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, ein Ungeheuer hervorbringen mußte, zog ihm die Verstoßung aus jenem Institute zu. Er ging nach Manheim, anfangs als Regiments-Chirurgus, schrieb seinen »Fiesco,« s. »Kabale und Liebe,« entwarf auch s. »Don Carlos« (den er nachher in Dresden und Leipzig vollendete) und verlor auch in der Folge die tragische Bühne nie aus dem Gesicht. Seine gelehrte Epoche begann 1789, als er, nach einigem Aufenthalte in Gohlis bei Leipzig und nachher in Weimar, durch Göthe's Vermittelung als Professor der Philosophie nach Jena kam. Unermüdet hier mit literarischen Arbeiten beschäftigt, kamen s. »Memoires,« s. meisterhafte »Geschichte des 30jähr. Kriegs,« s. »Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande« zu Tage. Nachdem 16 Jahre lang, während seiner übrigen philosophischen Arbeiten, seine tragische Muse geruht hatte, widmete er sich ihr wieder und »Wallenstein,« »Maria Stuart,« »die Jungfrau von Orleans,« »die Braut von Messina,« »Wilhelm Tell« traten von ihm hervor, und die darin herrschende erhabene Sprache, die Fülle der Gedanken, die reiche blühende Phantasie bereiteten ihm die höchste Bewunderung. — Ein früher Tod entriß ihn der Welt. 1804 wohnte er in Berlin der Aufführung des »Tell« bei, wo ihm die ehrenvollsten Auszeichnungen zu Theil wurden; kränklich kehrte er nach Weimar zurück. Schon war er auch dies Mal dem Anscheine nach wieder genesen, als er am 9. Mai 1805 in s. 46. Lebensjahre unerwartet starb. Wohl nie erregte der Tod eines deutschen Dichters eine tiefere und allgemeinere Trauer, als S.'s frühes Hinscheiden. Im Ringen nach dem Ewigen, Göttlichen, war er ein Opfer geworden für Wissenschaft und Kunst, und mit Wahrheit sagt sein großer Freund Göthe von ihm:

Er wendete die Blüthe höchsten Strebens,
Das Leben selbst an dieses Bild des Lebens.

»Wir dürfen ihn wohl glücklich preisen,« sagt eben derselbe, »daß er von dem Gipfel des menschlichen Daseins zu den Seligen emporgestiegen, daß ein schneller Schmerz ihn von den Lebendigen hinweggenommen. Die Gebrechen des Alters, die Abnahme der Geisteskräfte hat er nicht empfunden. Er hat als ein Mann gelebt und ist als ein vollständiger Mann von hinnen gegangen. Nun genießt er im Andenken der Nachwelt den Vortheil, als ein ewig Tüchtiger und Kräftiger zu erscheinen. Denn in der Gestalt, wie der Mensch die Erde verläßt, wandelt er unter den Schatten; und so bleibt uns Achill als ein ewig strebender Jüngling gegenwärtig! Daß er früh hinwegschied, kommt auch uns zu Gute. Von seinem Grabe her stärkt auch uns der Anhauch seiner Kraft und erregt in uns den lebhaftesten Drang, das, was er begonnen, mit Liebe fort- und immer fortzusetzen. So wird er seinem Volke und der Menschheit in Dem, was er gewirkt u. gewollt, stets leben.« — Er war mit seltenen Geistesgaben ausgerüstet, gleich selten waren die Gaben seines Herzens. Haß gegen alles Falsche und Rechtswidrige war ein Hauptzug seines Charakters. Ein reiner Ernst und Eifer für das Wahre und Schöne, weswegen ihn A. W. Schlegel mit dem vollkommensten Rechte den tugendhaften Künstler nennt, und eine tiefe Ehrfurcht vor dem Heiligen erfüllte sein Herz. Zutraulich und offen, redlich in Worten und Handlungen, gewann er schnell eines Jeden Vertrauen. Kein Stolz, kein Geltendmachen einer Ueberlegenheit, keine vornehme Zurückhaltung entfernten von ihm. Je näher man ihm kam, desto mächtiger zog er an. Seine lange Statur, sein hageres, bleiches Gesicht, das die Spuren der Kränklichkeit trug, mochten im ersten Augenblicke gleichgültig lassen; aber dem Forscher leuchtete in seinem blauen Auge ein geistvolles Feuer; die gewölbte freie Stirn verkündigte den Dichter und Denker, und sobald sich die Lippen zur Rede öffneten, war über seinem Gesicht, dem

in der Lebhaftigkeit des Gesprächs wohl eine leichte Röthe anflog, eine unbeschreibliche Anmuth verbreitet. (Am treuesten hat Prof. Dannecker S.'s Bild in einer kolossalen Büste gegeben. S. hatte ihm bei seinem Aufenthalte in Schwaben dazu selbst gesessen.) In Alb. Dürer's 4 Aposteln (zu München und zu Nürnberg) ist der Kopf des Johannes dem von Schiller sehr ähnlich. — S.'s Leiche ward auf dem Jakobskirchhofe zu Weimar beerdigt und ruhte im Landschafts-Cassengewölbe bis 1826, wo seine Gebeine auf dem neuen Kirchhofe neben der großherzogl. Gruft, und s. Schädel am 16. Sept. auf der Bibliothek zu Weimar in dem Postamente seiner Marmorbüste von Dannecker niedergelegt wurden. Er hinterließ s. Witwe mit zwei Söhnen und zwei Töchtern. — Schön und würdig war des wackern Becker Vorschlag, auf allen bedeutenden Bühnen Deutschlands Todtenfeiern für den Verewigten zu veranstalten und den Gesammtbetrag zum Ankauf eines Landguts anzuwenden, das u. d. N. Schiller's-Ehre ein unveräußerliches Eigenthum seiner Familie bleiben sollte. Die bald darauf ausgebrochenen Kriegsunruhen waren Schuld, daß bis jetzt erst einige Bühnen ihre Schuld an s. Manen abgetragen haben. Als das Beste über sein Leben nennen wir Körner's Aufsatz im 1. Th. der Werke. Diese erschienen seit 1818 zu Stuttgart und Tübingen in 12 Bdn., später auch in einer wohlfeilern Taschenausg. Dieser schließt sich als Supplbd. an H. Döring's Biographie des Dichters. Seinem Sohne, dem k. preuß. Appell.-Assessor Frdr. Wilh. Ernst v. Schiller zu Köln ist in seinem, s. Mutter und Geschwister Namen, als Anerkennung des hohen Ruhmes s. Vaters, ein Privilegium gegen den Nachdruck s. Schriften auf 20 Jahre vom König von Baiern 1826 ertheilt worden.

Schilling (eigentl. Schalling, Schallmünze, welche schallt, wenn sie hingeworfen wird), eine deutsche, theils wirkliche, theils Rech-

nungsmünze. Ehemals war ein alter Schilling von feinem Silber 20—24 Groschen, und die größte Silbermünze in Deutschland. Gegenwärtig machen 6 schwere Stück einen Reichsthaler; von den leichten hingegen hält das Stück 12, wohl auch nur 6 Pfennige. — Der Brabanter Schilling macht ungefähr $3\frac{1}{2}$ Groschen; der englische (12 Pence) etwa $7\frac{1}{2}$ Groschen.

Schilling (Friedrich Gustav), einer unserer fruchtbarsten u. gelesensten erzählenden Schriftsteller, wurde zu Dresden 1766 geb. Im 9. Jahre verlor er seine Mutter durch den Tod, und Berufsgeschäfte entfernten s. Vater, welcher kursächs. Assistenzrath war, oft Monate lang von ihm. Daher nahm Frau Sophia Kaufmann zu Bischofswerda, eine edle, gebildete Frau, den kränkelnden Knaben bei sich auf. Von 1779—81 studirte er auf der Fürstenschule zu Meißen, trat aber, aus Vorliebe für den Soldatenstand, 1781 in das sächsische Artillericorps ein. Nach 7 Jahren und nach dem 4jährigen Besuch der Artillerieschule zum Officier vorgerückt, wohnte er (seit 1791 Gatte und Vater) der Belagerung von Mainz, der 3tägigen Schlacht von Moorlautern und den meisten Gefechten des sächs. Contingents während des Feldz. von 1793 bei. Nach der unglücklichen Schlacht von Jena ward er, nebst noch 122 sächs. Officieren, gefangen. 1807 führte ihn der Krieg nach Warschau und Danzig, von wo aus er, jetzt zum Hauptmann vorgerückt, nach erfolgtem Frieden wegen eines chronischen Nervenübels auf sein Gesuch entlassen, nach Freiberg zurückkehrte. Er lebt seit einigen Jahren in Dresden. — Schilling ist einer unserer erfindungsreichsten, gewandtesten und launigsten Romandichter. Kenntniß des menschlichen Herzens, der Sprache und der Sitten, besonders in den höhern und gebildetern Ständen, eine lebhafte Phantasie, ein leichter, natürlicher Witz und eine große Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit der Ansichten und Dar-

stellungen charakterisiren s. Werke. Sein »Guido von Sohnsdem« ist eins s. ersten und gelungensten. Außer vielen andern lobenswerthen Romanen, unter denen wir den komischen den Preis zuerkennen, besitzen wir von ihm mehrere Sammlungen kleiner mehr und minder gelungener Erzählungen. Besonders ist der Dialog in S.'s Schriften vortrefflich, und deshalb möchte man es bedauern, daß dieser Schriftsteller wenig oder gar nichts für die Bühne gearbeitet hat. Was man vielleicht ihm vorwerfen könnte, wäre, daß seine Sprache nicht immer gleich correct ist, daß er sich mitunter in üppigen Schilderungen etwas zu sehr gefällt, und daß er, dem Geschmacke der Lesewelt fröhnend, sich s. Arbeiten zu bequem macht. Uebrigens gehört er zu den wenigen deutschen Schriftstellern, die sich nie einer Schule angeschlossen haben. Bei Arnold in Dresden kommen seit 1810 s. sämmtlichen Schriften heraus: 2 Sammlungen; die erste von 50, die zweite (bis 1827) von 44 Bdn.

Schillingsbauern werden im Lüneburgischen diejenigen genannt, welche auf das von ihnen bewirthschaftete Gut, Schillingsgut, nur ein eingeschränktes Eigenthum, gegen einen jährlichen Zins, Schilling genannt, haben.

Schillingsfürst, 1) hohenlohische Standesherrschaft im baierisch. Rezatkreise; 3000 Ew. 2) Flecken darin, mit 1500 Ew. und Residenzschloß neben dem Marktflecken Frankenau.

Schimmelmann (Heinrich Karl Graf v.), geb. zu Demmin in Pommern den 13. Juli 1724, ward von seinem Vater, einem Kaufmann daselbst, einem Handelshause zu Stettin in die Lehre gegeben, und begab sich, da der zweite schlesische Krieg ausgebrochen war, ins preuß. Heer, wo er sich ein Vermögen von 4000 Thlr. erwarb. Allein 1745 ward er von den sächsischen Uhlanen gefangen und verlor Alles, was er besaß; er bekam es jedoch nach dem Kriege, durch Hülfe

des Grafen Heinrich von Brühl, dem er empfohlen worden war, wieder. Nun legte er in Dresden einen Materialhandel an, hatte aber kein Glück. Einige Jahre darnach pachtete er in Verbindung mit dem Grafen von Bolza die Einkünfte der Generalaccise in den sämmtlichen kursächs. Ländern auf 7 Jahre, und bekam bei dieser Gelegenheit den Titel Accisrath. Als der siebenjährige Krieg ausbrach, übernahm er die Kornlieferung für das preuß. Heer. Nachher kaufte er den ganzen Vorrath der Porzellanfabrik in Meißen. Durch dies alles war sein Vermögen bereits zu ein paar Mill. Mark Banco gestiegen. 1760 ging S. nach Hamburg, wo er einen gewinnreichen Handel trieb und das holsteinische Gut Ahrensburg kaufte. Er trat jetzt in dänischen Dienst und wurde 1761 dänischer Gesandter im niedersächsischen Kreise; 1762 bekam er den Dannebrogorden und wurde mit s. ganzen Familie in den dänischen Freiherrnstand aufgenommen; in demselben Jahre vermochte er die Bürger Hamburgs zu einer Anleihe von 1 Mill. Bancozettel für die dänische Regierung, die sich gegen den vom russischen Kaiser Peter III. angedrohten Krieg rüstete. 1763 kaufte er das königl. dänische Eigenthum auf den westindischen Inseln an sich. Sein Vermögen nahm unterdessen immer zu; er kaufte die dänische Baronie Lindenborg und das Gut Wandsbeck. Da die dänische Regierung 1764 den Unterthanen eine außerordentliche Steuer auferlegen wollte, wurde S. der Vorstand der Commission, die sie erheben sollte. 1764 bekam er den Titel eines Geheimenraths und besorgte nach der Thronbesteigung Christian VII. viele Aufträge für die Regierung. 1768 begleitete er den König auf einer Reise durch Deutschland, Holland, England und Frankreich; auch kaufte er eine Gewehrfabrik: die Hammermühle. 1770 erhielt er Sitz u. Stimme in dem geh. Rathe; doch hielt er sich meistens in Hamburg auf. Nach dem Falle Struensee's vermehrte sich sein Einfluß. Eine seiner ersten

Unternehmungen war die Reduction der Gelder und die Veränderung mit der Bank 1775. Auf die Nachricht von der Herabsetzung der Zweischillingsstücke, welche auch in Hamburg stark im Umlauf waren, versammelte sich vor seinem Hause daselbst eine erbitterte Menge Menschen, die mit Gewalt eindringen wollten, sodaß die Polizei den Auflauf stillen mußte. In Kopenhagen fanden dieselben Unruhen statt. Dagegen stieg S.'s Ansehn bei Hofe immer höher. 1778 erhielt er den Elephantenorden und wurde bald im Finanzwesen unentbehrlich. Mehrere vortreffliche Einrichtungen, z. B. der holsteinische Kanal, sind sein Werk. Endlich ward Baron S. 1779 in den Grafenstand erhoben. Er starb reich und mächtig den 23. Jan. 1782 und hinterließ 2 Söhne, von welchen Graf Ernst als Staatsminister in Kopenhagen noch lebt.

Schimmelpenninck (Rütger Jan), der letzte Oberbeamte der Republik der Vereinigten Niederlande, oder Großpensionnair der batavischen Republik, geb. 1761 zu Deventer. Er studirte in Leyden die Rechte. Als 1784 ein Tumult in Leyden ausbrach und die Studirenden die Waffen ergriffen, um die Ruhe der Stadt zu sichern, da ward S. einstimmig zum Führer erwählt, und er benahm sich in diesem Amte mit so viel Umsicht, daß, nach Herstellung der Ordnung, der Magistrat ihm eine Ehrenmedaille zuerkannte. Nachdem er die Doctorwürde erhalten, bei welcher Gelegenheit er eine treffliche Dissertation: »**De imperio populari caute temperato**« schrieb (die den Geist einer echten, gesetzmäßigen Freiheit bezeichnet und von Suart ins Holländische übersetzt wurde), begab er sich nach Amsterdam, wo er als Advocat prakticirte. Bei den Unruhen 1785—87 in Holland gehörte er zu Denen, die eine Aenderung in der Verwaltung wünschten u. auf ein Repräsentativsystem drangen. Beim Ausbruch der Revolution (nach Pichegru's Einrücken) wurde er zum ersten Magistrat

der Stadt Amsterdam und dann zum Mitgliede in die batavische Nationalversammlung gewählt; später (1798) übertrug man ihm die damals besonders wichtige Stelle als Gesandter in Paris. Bei den Unterhandlungen von Amiens, denen er als außerordentl. Botschafter der batavischen Republik beiwohnte, wußte er mit Erfolg die Interessen derselben geltend zu machen. Nach geschlossenem Frieden wurde er zum batavischen Ambassadeur am engl. Hofe ernannt. Bei dem Ausbruche des Krieges von 1803 versuchte er, die Neutralität Hollands zu behaupten, welche ihm Bonaparte, damals erster Consul, jedoch nicht zugestehen wollte. S. entzog sich daher ganz den Staatsgeschäften und lebte auf s. Gute in Overyssel den Wissenschaften. Ein Schreiben von Bonaparte und die Wünsche des Vaterlandes riefen ihn aber aufs neue in den Strudel der öffentlichen Geschäfte zurück. Er hatte mit dem ersten Consul eine Zusammenkunft zu Brüssel wegen der künftigen Verhältnisse der Niederlande, und ging dann von neuem als Gesandter nach Paris (1803). Hier gewann er bald Bonaparte's ganzes Vertrauen, und als nach des Letztern Verlangen mehr Einheit in die Staatsform Hollands durch eine neue Constitution gebracht wurde, trat statt der zeitherigen executiven Gewalt (eines Collegiums von 10 Personen u. d. N. Staatsbewind), S. (im März 1805) als Großpensionnair (Präsident) an die Spitze der Regierung. Er bediente sich seiner bedeutenden Gewalt zur Einführung vieler nützlichen Einrichtungen. Insbesondere gründete er ein neues Abgaben- u. Finanzsystem, wobei ihn sein Studium der engl. Staats- und Finanzwissenschaft trefflich leitete und wodurch er den nahen Bankerutt des Staats vermied und den völlig gesunkenen Credit aufs neue hob. 1806 aber, nach kaum einjähr., den Umständen nach glücklicher Regierungsverwaltung verschlimmerte sich seine vieljährige Augenkrankheit so sehr, daß er fast gänzlich erblindete und sich keinem

Geschäfte mehr unterziehen konnte. Bonaparte benutzte diesen Umstand, seinen Bruder Louis als König vorzuschlagen, und vergebens suchte S. diesem gewaltsamen Aufdringen eines Fremdlings entgegenzuwirken. Auch erwartete er die Ankunft Louis nicht, sondern zog sich auf seine Güter zurück. Als Holland förmlich mit Frankreich vereinigt wurde, rief ihn Napoleon aufs neue zu den Geschäften zurück u. ernannte ihn zum Grafen, Ritter des Vließes und Senator. Nach des Kaisers erster Abdankung (1814) entzog sich auch S. den Geschäften wieder; indeß wurde er bei der Bildung des Königreichs der Niederlande, als Repräsentant in die erste Kammer gewählt. Er st. zu Amsterdam den 15. Febr. 1825. S. hat auf allen Posten, die er bekleidete, den Umfang seiner Kenntnisse und den Adel seines Charakters bewährt. Sowohl mit der alten als mit der neuern Literatur genau bekannt und mit dem seltensten Gedächtnisse begabt, wußte er aus den römischen und griechischen Classikern, sowie aus denen der neuern Literatur, bei jeder Gelegenheit ganze Stellen treffend anzuwenden.

Schink (Johann Friedr.), Dichter, geb. zu Magdeburg am 29. April 1755, studirte zu Halle 1773 fg. Theologie und versuchte zugleich seinen ersten Flug als Dichter in den leipziger und göttinger Musenalmanachen, sowie im Dyk'schen »Taschenbuch für Dichter und Dichterfreunde.« Auch erhielt er den in Hamburg ausgesetzten Preis von 20 Friedrichsd'or für sein Trauerspiel »Gianetti Montaldi« (Hamburg 1784 und 1795). 1778 privatisirte er in Berlin, wo er seine erste dramaturgische Schrift über Brockmann's »Hamlet« herausgab und im freundschaftlichen Umgange mit Engel, dem jüngern Lessing und dem berühmten Arzte Selle lebte. 1779 ward er Dichter bei dem hannöverschen Theater; 1780 ging er nach Wien, wo er s. »Dramaturgischen Fragmente,« das »Theater zu

Abdera« und die »Ausstellungen« schrieb. 1789 ward er als Dramaturg und Dichter in Hamburg bei dem Roscius der deutschen Bühne, Schröder, angestellt. Hier schrieb er s. »Dramaturgischen Monate« und das Wochenblatt: »Laune, Spott und Ernst«. Auch verlebte er schöne Tage in dem Kreise der hochgefeierten Elisa v. d. Recke, der geistvollen Elisa Reimarus und der Dichterin Carol. Rudolphi. 1797 siedelte er sich zu Ratzeburg an, wo er seinen »Johann Faust« und die »Gesänge der Religion« (N. A., Berlin 1817) herausgab. Von 1812—16 lebte er im Holsteinischen; dann ging er nach Berlin, wo ihn der Fürst von Hardenberg zu einer Anstellung bei dem Nationaltheater empfahl. Seine Hoffnung schlug fehl; dafür erneuerte er die Bekanntschaft mit Göckingk, Tiedge und Elisa v. d. Recke, welche ihm die thätigsten Beweise der Achtung und Theilnahme gaben. Er schrieb damals: »Wahrheit in Dichtung«; »Fügungen, eine dramat. Dichtung«, und romantische Erzählungen. 1819 führte ihn die Frau v. d. Recke zu Löbichau ein, wo die verewigte Herzogin von Kurland ihn huldvoll aufnahm und durch einen Jahrgehalt von drückenden Sorgen befreite. Nach dem Tode dieser Fürstin berief ihn deren Tochter, die Herzogin von Sagan, zu sich. Unter ihrem Schutze lebt er seitdem frei und unabhängig zu Sagan. Huldvoll bieten dazu auch die Hand ihre fürstlichen Schwestern. So genießt der von den Edelsten seines Vaterlandes nicht vergessene Dichter eine heitere Gegenwart und sieht einer wolkenlosen Zukunft entgegen.

Schinkel (Karl Friedrich), königl. preuß. Geh. Oberbaurath, Professor an der Akademie der Künste zu Berlin und Mitglied ihres Senats, Ritter des rothen Adlerordens ꝛc., ist am 13. März 1781 zu Neuruppin, wo sein Vater Superintendent war, geb. S. besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt bis zu seinem 14. J.; dann zog die Familie nach Berlin. Hier setzte S. seine Studien auf dem

berliniſchen Gymnaſium, damals unter Gedike's Direction, bis zur erſten Claſſe fort. Von Kindheit an hatte er viel gezeichnet; deshalb ergriff er mit Freuden die Gelegenheit, welche ſich ihm darbot, ein Schüler des Geh. Oberbaurathes Gilly zu werden. Ein ganz beſonderes Intereſſe aber hatten für ihn die geiſtreichen Entwürfe und Arbeiten des Bauinſpectors und Prof. Gilly, Sohn des frühergenannten, durch welche er zuerſt in nähere Berührung mit der ſchönen Kunſt trat. Nachdem nämlich S. ein Jahr unter Leitung des Vaters ſtudirt hatte, kehrte jener junge talentvolle Mann von ſeinen Reiſen durch Deutſchland, Frankreich und England zurück, und der Vater gab nunmehr den Schüler ganz in die Hände des Sohnes, mit welchem er in immer lehrreicher Mittheilung, leider aber nur den kurzen Zeitraum von etwa 2 Jahren verlebte, nach welchen ein früher Tod dieſen genialen Mann dahinraffte. S., dem die Fortſetzung aller architektoniſchen Privatarbeiten des Verſtorbenen anvertraut wurde, empfand am meiſten, welche Anſtrengungen er zu beſtehen habe, um nicht hinter einem ſolchen Vorgänger zurückzubleiben. Dieſes Verhältniß gründete nach S.'s eignem Geſtändniß zuerſt bei ihm eine gewiſſe raſtloſe Thätigkeit, welcher er vieles Gute in ſeinem Leben verdankte, indem ſie bei ihm zur zweiten Natur ward. Während S. mit mannichfachen praktiſchen Bauarbeiten beſchäftigt wurde, ſetzte er das theoretiſche Studium der Bauwiſſenſchaften auf der damals ſehr vollſtändig eingerichteten Bauakademie fort und übte die Kunſt durch Entwerfen von Bauplänen für Privatleute, durch Zeichnen neuer Formen für Geſchirre, Vaſen, Oefen, Meubles, Bronzen, Monumente in Eiſenguß und in Stein. Da ein großer Theil dieſer Entwürfe unter ſ. Leitung zur Ausführung kam, ſo ward er immer auf das Praktiſche hingewieſen. So gelangte er zu dem Gefühle, daß es nun Zeit ſei, Italien mit Nutzen zu beſuchen. Als er daher ein ererbtes kleines

Vermögen durch die Ersparungen bei seinen Arbeiten so weit vermehrt sah, daß er damit sein Vorhaben ausführen konnte, zog er 1803 über Dresden, Prag, Wien und Triest nach Italien, durchforschte die Denkmäler Istriens, besuchte Venedig, Florenz und Rom, ging 1804 über Neapel nach Sicilien, nahm den Rückweg über Frankreich und kehrte 1805 nach Berlin zurück. Die Mißverhältnisse aber, welche bald darauf der unglückliche Krieg von 1806 herbeiführte, waren besonders dem Baugeschäft hinderlich, und S., an Kunstthätigkeit gewöhnt, mußte die Leere, welche in dem Wirkungskreise der Künstler eintrat, durch irgend eine Beschäftigung ausfüllen. Dies war die Zeit, wo er durch die Erinnerung an die kürzlich verlassenen Paradiese zum Landschaftmaler ward, und diese Kunst dadurch mit seinem frühern Berufe in Berührung brachte, daß er meistens Compositionen ausführte, in denen Architektur einen wesentlichen Theil ausmachte. Sie fanden den lebhaftesten Beifall. Auch ein großes Panorama der Umgegend von Palermo brachte er zu Stande, und die Theaterdirection unterstützte er mit Entwürfen von Decorationen. Eine Hauptaufgabe in diesem Felde der Kunst war ihm die Darstellung der verschiedenen Zeitalter in einem Cyklus von Bildern, wobei das Klimatische, das Architektonische und das Plastische wo möglich angemessen im Style gewählt werde. Daß sein Streben ihm gelungen, darüber gibt es wol nur eine Stimme. S. selbst behielt noch in spätern Verhältnissen diese Beschäftigung als eine Erholung bei, im zerstreuenden Wechsel eigentlich artistischer, calculatorischer und actenartiger Arbeiten. Nach der Rückkehr der königl. Familie aus Preußen hatte S. das Glück, daß seine Entwürfe für mehrere Einrichtungen im königl. Palais den Beifall der Königin erhielten und ausgeführt wurden. Im Mai 1810 ward er in die neuerrichtete Baudeputation als Assessor gesetzt. Die Revision sämmtlicher Bauten, die aus Staatscassen

bestritten werden, in artistischer Beziehung, und die Einsicht in die hierzu nöthigen neuen Entwürfe, Antheil an den Prüfungen der jungen Baumeister, welche auf Anstellung im königl. Dienste Ansprüche haben, dies ist sein Wirkungskreis auf dieser Stelle. Fortwährende besondere Aufträge von allen Mitgliedern der königl. Familie, von den verschiedenen Ministerien, Behörden und Corporationen gaben seiner so bedeutenden amtlichen Thätigkeit eine immer einflußreichere Ausdehnung. Die Akademie der Künste nahm außerdem S. im Mai 1811 unter ihre ordentl. Mitglieder auf, im Dec. 1820 ward er Professor bei derselben und Mitglied des akademischen Senats. Im Mai 1815 rückte er in die Stelle eines Geh. Oberbaraths auf, ward 1819 Mitglied der technischen Deputation im Ministerium für Handel, Gewerbe und Bauwesen und wirkte hier sehr thätig zur Einführung der Kunst in das tägliche Leben. Vgl. das Prachtwerk: »Vorbilder für Handwerker«, das auf Befehl des Minist. unter des Geh. Oberfinanzraths Beuth Leitung erschien. 1821 beehrte ihn der König nach Vollendung des neuen Schauspielhauses zu Berlin, welches nach seinen Entwürfen ausgeführt worden war, mit dem rothen Adlerorden 3. Classe, und das franz. Institut ernannte ihn im Jan. 1824, die Akademie der schönen Künste zu Kopenhagen im April desselben Jahres zu ihrem Mitgliede. Das Gebäude der neuen Königswache in Berlin, das Kriegsdenkmal auf dem Kreuzberge, das neue Schauspielhaus, die neue Schloßbrücke, die Anlage des neuen potsdamer Thors mit seinen Umgebungen, die Anlage der neuen Wilhelmsstraße und der Ingenieur- und Artillerieschule (alle in Berlin), das Casino in Potsdam, das Schlößchen Tegel, ein Landhaus des Geheimenraths Gräfe im Thiergarten bei Berlin, das Casino im Garten des Prinzen Karl zu Glienike bei Potsdam, das Cavalierhaus auf der Pfaueninsel und mehrere andre Schlösser, Landhäuser, Kir-

chen und öffentliche Gebäude in den Provinzen, sowie die architektonischen Hefte (bei Wittich zu Berlin) haben den Ruhm dieses Baumeisters begründet. Das neue Museum (s. d.) und die damit in Verbindung stehenden Aenderungen im Laufe der schiffbaren Spree durch die Stadt Berlin, sowie die Anlagen, welche weiter daraus folgen mußten, sind das letzte größere Werk, welches S. ausführte. Im Jahre 1828 wurde dieser Kunsttempel vollendet. In der 6. Lieferung von S.'s architekt. Heften findet man davon die Pläne und Beschreibungen. Nicht ohne Ausbeute für den innern Schmuck des Museums wird S.'s letzte Reise nach Italien gewesen sein (1824), wo er 6 Monate bloß für Kunst und Kunstforschung zubrachte. Doch fand der so beschäftigte und jedes tüchtige Streben fördernde Künstler noch Muße zu einem Gemälde — seiner letzten Arbeit im Felde der Landschaftsmalerei —, das zugleich als das reichste und größte seiner Bilder einer vorzüglichen Erwähnung verdient. Es stellt einen Blick in eine griechische Gegend dar zur Zeit der höchsten Blüthe der hellenischen Freiheit. Die Stadt Berlin überreichte dieses Bild der Prinzessin Louise nach ihrer Vermählung mit dem Prinzen Friedrich der Niederlande, bei ihrem Scheiden aus der Vaterstadt, als ein Andenken.

Schirach (Gottlob Benedict v.), königl. dän. Etatsrath, geb. 1743 zu Tieffenfurth in der Oberlausitz, wo sein Vater Prediger war, besuchte mit seinem 16. Jahre das Gymnasium zu Lauban und bezog darauf die Universität Leipzig. Mit Eifer studirte er die alten Sprachen, Geschichte und schöne Wissenschaften, fühlte aber so entschiedene Abneigung gegen die Theologie, daß er ihr und mit ihr der fernern väterlichen Unterstützung entsagte. 1764 ging er nach Halle, wo er mit Semler und Klotz bekannt wurde. Die literarische Verbindung mit Letzterm ward Ursache, daß er an den gelehrten Fehden auf Klotz's Seite Antheil nahm. Fünf Jahre währte dies Verhältniß. Sch-

verließ darauf das Gebiet der oriental. Literatur, um sich ganz der latein. und griech. Sprache zu widmen. Ueber den Sophokles, Cicero, Horaz, Virgil, Ovid, Terenz u. a. Classiker schrieb er Commentare und einzelne kritische Anmerk. Auch die Geschichte beschäftigte ihn, und er gehörte zu den ersten deutschen Schriftstellern, die sie mit Kritik und philosoph. Geist behandelten. Die schöne Literatur verband ihn mit Denen, die damals für die Bildung des Geschmacks thätig waren. Er gab selbst einen Band Gedichte heraus und lieferte mehrere belletristische Beiträge und Uebersetzungen. 1769 ward ihm eine außerordentliche Professur in der philosoph. Facultät zu Helmstädt angetragen; ein Jahr darauf ward er ordentlicher Professor. Jetzt wählte er Geschichte und Statistik zu seinen Hauptfächern. Die erste Frucht seines Fleißes zu Helmstädt war (1770) der erste Bd. der »Biographien der Deutschen«, dem noch 5 andre folgten. Man muß dem Bestreben einer philosophischen Behandlung, das sich darin offenbart, Gerechtigkeit widerfahren lassen. 1776 erschien sein »Pragmatisches Leben Kaiser Karls VI.«, in welchem er die Früchte seiner kritischen Untersuchungen über einen wichtigen Zeitraum des 18. Jahrh. niederlegte. Maria Theresia erhob ihn zur Belohnung dafür in den Adelstand. Daß er auch jetzt der Philologie und schönen Literatur nicht ganz untreu geworden, beweisen seine Uebers. der Biographien des Plutarch (8 Bde.), seine 4jähr. Herausgabe des »Magazins der deutschen Kritik«, seine »Ephemerides literariae Helmstadienses« (6 Bde.) ꝛc. 1780 legte er sein Lehramt nieder, um einem Rufe der dän. Regierung, veranlaßt durch seine Schrift über das königl. dän. Indigenatrecht, als Legationsrath nach Altona zu folgen. Hier begann er mit 1781 in dem noch bestehenden (und von seinem Sohne fortgesetzten) »Politischen Journal« seinen Landsleuten eine gedrängte fortlaufende Zeitgeschichte zu liefern. Bis an seinen Tod (7. Dec.

1804) widmete S. diesem nützlichen Werke seine Zeit, Kraft und Thätigkeit.

Schiras, die ehemals blühende, jetzt aber, in Folge der Unruhen, welche das ganze Land zerrüttet haben, tief gesunkene Hauptst. der pers. Provinz Farsistan (auch Pars, das eigentliche Persien), von 1755—96 die Haupt- und Residenzst. der persischen Regenten, liegt in einem reizenden und fruchtbaren, von schützenden Bergen umgebenen Thale, 7 Stunden von den muthmaßlichen Ruinen der alten berühmten Persepolis. Sie hatte vor dem Erdbeben am 25. Juni 1824 7780 H. und 52,000 Einw., welche Leder-, Seiden-, Wollen-, Glas- und Rosenessenzfabriken unterhalten. In der Umgegend wachsen ungewöhnlich große und schöne Granatäpfel und der u. d. N. Wein von Schiras bekannte Rothwein, den man für den besten im ganzen Morgenlande hält. In der Nähe sind die Gräber der Dichter Hafiz und Sadi.

Schirin, eine armenische Prinzessin, zweite Gemahlin des Königs Kosru oder Chosru, der vom Ende des 6. Jahrh. an auf dem persischen Throne saß, ist bis auf heute durch ganz Vorderasien das Musterbild aller weiblichen Vollkommenheit und kann die weibliche Blüthe des persischen Heldenthums genannt werden. Ihre plötzlich auflodernde, unter drückenden Hindernissen mächtig anwachsende, aber in einer unglücklichen Mißstimmung und Entfremdung allmählig endende Liebe zu Kosru einerseits, und andrerseits die schwärmerische, in bedauernswürdige Geisteszerrüttung sich auflösende Leidenschaft des gefühlvollen Bildhauers Ferhad für die bezaubernde Königin ist der beliebte Stoff, den die berühmten persischen und türkischen Schriftsteller zu den reizendsten Gesängen wetteifernd ausgesponnen haben. Schirin beschließt ihr romantisches Leben durch heldenmüthige Aufopferung am Grabe ihres geliebten Gemahls, nachdem sie den Vatermör-

der Schiriuge, der um ihre Hand warb, durch verstelltes Jawort zuerst zur Herstellung ihres von ihm beeinträchtigten guten Namens gezwungen hat. Diese Sage von ihr findet sich in Schanameh.

Schirwan, russisch-asiatische Landschaft zu der Kaukasus-Provinz gehörig, zwischen dem Kaukasus, dem Kurfluß, Daghestan und dem caspischen Meere; 445 QM. groß, mit 133,000 Ew.; besteht aus den 5 Chanaten Derbent, Schekhi, Kuba, Baku und Schamachi und liefert Salz, Schwefel, Naphtha, Wein, Safran, Seide ꝛc.

Schischkoff (Alexander), k. russischer Admiral, seit 1824 Minister des öffentlichen Unterrichts und Generaldirector der geistl. Angelegenheiten aller in Rußland tolerirten fremden Confessionen, geb. 1754, stammt aus einem alten edlen Geschlechte und wurde im Marinecorps erzogen. 1812 wurde er Staatssecretair, 1816 Präsident der Akademie der russ. Sprache und 1820 Mitglied des Reichsraths. Schon als Cadet begann er s. schriftstellerische Laufbahn. Seine ersten Arbeiten waren Uebersetzungen aus Campe's Schriften und Geßner's »Idyllen«. Die dem Cultministerium seit 1819 zugetheilten Angelegenheiten der griech. Kirche aber wurden demselben 1824 entnommen und wiederum, wie früher, der Leitung des Synods übergeben. Unter dem Minister Schischkoff arbeiten als Directoren die Staatsräthe Kartascheffsky (für das Depart. des Cultus) und Balemann (für das des öffentlichen Unterrichts). In der Rede, welche der Min. Sch. am 23. Sept. 1824 vor der Oberschuldirection hielt, sprach er die Nothwendigkeit aus, das Erziehungswesen in Rußland künftig nach veränderten Grundsätzen zu leiten. Er bezeichnet darin die Grenzen zwischen wahrer und Afteraufklärung, stellt die Religion als Vereinigungspunkt zwischen Aufklärung und Völkerwohl auf und will die niedern Volksclassen, zur Begründung ihres Lebensglücks, von jeder wissenschaftlichen Bildung völlig ausgeschlossen wissen.

Schisma, eine Trennung, Spaltung. In der Geschichte versteht man darunter die Spaltungen und Uneinigkeiten in der Kirche, wodurch die oberste kirchliche Gewalt aufgehoben, und unter mehrere vertheilt wurde. Das größte Schisma war unter den Päpsten vom J. 1379 bis 1449, wo sich immer zwei, ja einmal drei Päpste um die Krone stritten und gegen einander Bannbullen und Interdicte erließen. Nur erst 1449, wo Nikolaus V. sich mit seinem Gegner Felix friedlich verglich, hörte das Unwesen, dem selbst die Kirchenversammlungen zu Pisa und Costnitz (1409 und 1415) nicht steuern konnten, auf.

Schismatiker werden von den Theologen diejenigen genannt, welche in Ansehung der kirchlichen Form anders denken, als die Mitglieder der Kirche, mithin mit dieser in einer öffentlichen Spaltung leben.

Schiwa (Siwah, Syuah), 1) vom ägyptischen Vicekönig abhängige Oase in der Wüste Barka, im nordafrikan. Staate Tripoli, wird von Arabern bewohnt, welche unter 12 Schechs stehen, den türkischen Sultan aber als Oberherrn anerkennen; 6000 Ew. Dattel-, Oel-, Aprikosen- und Granatbäume. 2) Hauptstadt darin, das alte Ammonium; 2000 Ew. Dattelhandel. In der Nähe die 4 Oasen: kleine Oase, Oase Farafre, Dokhel und Elkargeh, s. Oasen.

Schlaberndorf (Gustav, Graf von), geb. zu Stettin den 22. März 1749. Sein Vater war Gouverneur in Schlesien. Nachdem er Deutschland durchreist und Frankreich gesehen, brachte er 6 Jahre in England zu, wo er eine Zeitlang den Frhrn. v. Stein auf s. Reisen im Innern dieses merkwürdigen Landes zum Begleiter hatte. Beim Ausbruche der Revolution ging er nach Frankreich zurück und blieb seitdem ununterbrochen in Paris. Mit einem für die Menschheit glühenden Herzen, mit hohem und kräftigem Geiste stand er im drängenden Gewühl dieses großen politischen Lebens, eifrig und thätig

für Alles, was in dem Wechsel der Ereignisse als wahrhaft gut zu erkennen war. Die wohlthätigen Unternehmungen, denen er mit Rath und That beigetreten, die Anstalten, die er gefördert, die menschenfreundliche Hülfe, die er Einzelnen dargereicht, sind nicht aufzuzählen. Doch ist dies Alles nichts gegen die Wirkung seines ebenso tiefen als reichen und lebendigen Geistes, der durch den Zauber der herrlichsten Beredtsamkeit unaufhörlich in die Gegenwart einströmte und besonders für Deutsche, von denen er die würdigsten in Paris seit 25 Jahren zu seinem Umgange sich drängen gesehen, lehrreich und heilsam war. Mit einer unglaublichen Geschichts- und Weltkenntniß ausgerüstet, zu den tiefsten Quellen der Staatskunde gedrungen und vertraut mit der lebendigen Fülle des Geschehenden, sprach er besonders gründlich, scharfsinnig, hinreißend über die politischen Gegenstände, und Vieles, was in Büchern oder Berichten unter andern Namen Aufsehen und Bewunderung erregte, war nur der Abfall seiner reichhaltigen, täglich erneuerten Gespräche. Sein Reichthum an Gedanken und Ergründungen war so groß, daß er niemals nöthig hatte, das Ausgesprochene noch als sein Eigenthum zu bewachen. Seine tiefsinnigen und selbstständigen Untersuchungen gestalteten sich zu einer vollständigen Philosophie des Staats. Aber auch in andern Gebieten des Denkens versuchte sein reicher Geist sich mit fruchtbarem Erfolg, und ein Werk, das z. B. s. Forschungen über Sprache mittheilte, würde durch die wunderbarsten Aufschlüsse überraschen. — Während der Schreckenszeit war er $1\frac{1}{2}$ Jahre lang im Gefängnisse, bis der Fall der Jakobiner ihm die Freiheit wiedergab. Unter Napoleons Herrschaft, gegen den er nie aufhörte mit allem Nachdrucke der Wahrheit zu reden, und dessen Sturz er lange voraussagte, entging er neuer Verhaftung zum Theil vielleicht durch die Sonderbarkeit seiner Lebensart, die man für ein Zeichen der Unschädlichkeit nehmen mochte. An die

preuß. Kriegsgefangenen in Frankreich ließ er mehrmals die größten Summen insgeheim vertheilen, und zwar in Zeiten, wo ihm der größte Theil seines Vermögens in Preußen, wegen seiner langen Abwesenheit, mit Beschlag belegt worden war, der erst später wieder aufgehoben wurde. 1813 wollte er an der seinen heißesten Wünschen entsprechenden Begeisterung des preuß. Volks thätigen Theil nehmen und nach Preußen zurückkehren, allein böse Ränke wußten dies zu hintertreiben, und er mußte in Paris die Ereignisse abwarten. Aber auch von hier aus wußte sein vaterländischer Eifer so herrlich auf die Heimath zu wirken, daß der König sich bewogen sah, ihm das eiserne Kreuz zu verleihen. Die Wiederkehr Napoleons im folg. Jahre hinderte ihn abermals, Paris zu verlassen. Er starb daselbst den 22. Aug. 1824. Man gab ihm die von ihm selbst verfaßte Grabschrift: »Civis civitatem quaerendo obiit octogenarius«.

Schlachtenmalerei, die Gattung der Malerei, in welcher die Aufgabe ist, den physischen Kampf der Menschen mit einander in großen Gruppen zu schildern. Günstiger für diese Gattung ist die Kampfweise der frühern Zeit als die der neuern, in welcher die menschlichen Massen mehr als Maschinen in geregelter, der malerischen Ansicht widerstrebender Ordnung kämpfen, und der persönliche Muth minder hervortritt. Mannichfaltiger werden diese Schilderungen durch Mitwirkung des Thierischen, namentlich durch die Pferde. Hier sind Angriff und Widerstand in verschiedenen Stellungen und Gruppen wahr und ausdrucksvoll darzustellen, und es gehört zum Schlachtenmaler eine feurige Einbildungskraft, um das aufzufassen, was selten eine ruhige Beobachtung verstattet, und ein kräftiges Colorit, welches mitwirkt. Zu den größten Schlachtbildern gehört die Schlacht des Konstantin, von Rafael entworfen, von Giulio Romano ausgeführt, Lebrun's Schlachten des Alexander und die Amazonenschlachten von

Rubens. Davon kann man die Scharmützel, Ueberfälle, Hinterhalte unterscheiden, in welchen Antonio Tempesta, Hans Snellink, Jos. van der Velde, Joh. Asselyn, Pet. Sneyers, Rob. von Hoeck, Fulcone, genannt **oracolo delle bataglie**, Jacques Courtois, Franz van der Meulen, Phil. Wouvermann, Karl Breydel, Heinr. Verschuuring und Georg Phil. Rugendas sich auszeichnen.

Schlacke, das im Feuer geschmolzene Gestein und überhaupt jede Unreinigkeit, die bei Bearbeitung der Mineralien im Feuer sich absondert und nach der Erkaltung eine glasartige Gestalt bekommt, die im Feuer zwar schmilzt, aber im Wasser sich nicht auflöst.

Schlaf, der Zustand, in welchem die Sinne, die willkürliche Bewegung und die Seelenthätigkeiten nach Außen hin unthätig scheinen, und sich neue Kräfte für das wachende Leben sammeln. Für diese Functionen ist daher der Zustand des Schlafs dem des Wachens völlig entgegengesetzt, nicht so für die übrigen Functionen des Körpers. Denn das Geschäft des Herzens und der Lungen, nämlich das Athemholen und der Blutlauf, gehen auch während des Schlafs ununterbrochen, nur ruhiger und gleichmäßiger vor sich als im Wachen; die Ernährung der Theile, der Stoffwechsel, die Ab- und Aussonderung der Säfte ꝛc. werden ungestörter und vollständiger vollzogen als im Wachen. Daher ist der Schlaf weder allgemein, d. h. für alle Functionen des Organismus dem Wachen entgegengesetzt, noch auch ein wirklich unthätiger Zustand, und daher nur sehr unpassend mit dem Tode zu vergleichen. Der Mensch bedarf um so mehr Schlaf, je jünger er ist, für das mittlere Lebensalter scheinen 2 Stunden vor Mitternacht und 5 Stunden nach Mitternacht hinzureichen; Uebermaß oder Entziehung des Schlafs haben bald sehr nachtheiligen Einfluß auf die Gesundheit. Das Schlafzimmer sei den Tag über gelüftet und nicht bewohnt, kühl, dunkel, ruhig, ohne Blumenduft oder

ähnliche starke Gerüche, das Bett mehr hart als weich, nicht mit Bedeckungen überlastet, der Schlafende möglichst frei von anliegenden Kleidungsstücken.

Schlägeschatz, s. Schlagschatz.

Schlagfluß nennt man den meistens plötzlich (gleichsam mit einem Schlage) eintretenden Zufall bei dem Menschen, welcher im Verluste des Bewußtseins, des Gefühls und aller willkürlichen Bewegung besteht, während das Athmen, der Herz- und Arterienschlag fortdauern. Die wesentliche Ursache des Schlagflusses ist eine Lähmung des Gehirns, wahrscheinlich auch des Rückenmarks, entweder in seinem ganzen Umfange, welches den vollkommenen Schlagfluß bewirkt, oder nur in einer Hälfte des Gehirns, wodurch Hemiplexie entsteht, oder nur im Rückenmark, wodurch wahrscheinlich Paraplexie entsteht. Man kann daher für jetzt folgende nach den entferntesten Ursachen für die Behandlung wichtige Eintheilung des Schlagflusses als die beste ansehen. Die Thätigkeit der Hirnorgane ist gelähmt, entweder 1) durch einen mechanischen Druck auf dasselbe, oder 2) durch eine unverhältnißmäßige Ableitung des Nervenäthers auf das Gangliensystem, oder 3) durch unverhältnißmäßiges Zuströmen des erstern nach dem Gehirn, oder 4) durch eigne Schwäche und Erschöpfung des Nervenäthers selbst.

Schlaglicht (coup de jour) heißt in der Malerei ein lebhafter, wirksam angebrachter Lichtstrahl, durch welchen man einen Gegenstand vorzüglich hell und leuchtend hervortreten läßt.

Schlagschatten, s. Schatten.

Schlagschatz. Die Verfertigung der Metallmünze verursacht einen Kostenaufwand, diesen nennt man den Schlagschatz oder Prägschatz der Münze. Großbritannien ist der einzige Staat in Europa, welcher die Prägkosten seiner Münze nicht auf diese selbst

schlägt; dort wird nämlich die geprägte Metallmünze bloß um ihr Gewicht weggegeben, und die Regierung trägt die Kosten der Prägung. Es verdient jedoch dieses keineswegs nachgeahmt zu werden, denn die Anrechnung des Schlagschatzes allein kann hindern, daß der in demselben liegende Arbeitslohn im Verkehr nicht wieder der Metallmünze entzogen, die Münze von neuem in bloßes Metall verwandelt, zu Gefäßen, Zierrathen ꝛc. eingeschmolzen, also der Nation das Ausgleichungsmittel, dessen sie bedarf, entrissen, und sie zugleich der Vernichtung, durch den Untergang des auf die Verfertigung der Metallmünze verwandten Arbeitslohns in Verlust gebracht werde. Hierzu kommt noch, daß, wie sehr auch die Münzkunst in den neuern Zeiten vervollkommnet worden, man es doch noch immer nicht dahin hat bringen können, dem einen Münzstücke genau denselben Metallgehalt zu geben, den das andre hat; kommen nun diese Stücke von verschiedenem Metallgehalte aus der Münzstätte, und es wird kein Schlagschatz genommen, so suchen Gewinnsüchtige die guten Stücke aus und schmelzen sie ein, sodaß nur die schlechtern im Umlaufe bleiben. Dieser Fall tritt in England wirklich ein, wo man nur selten gute Münzstücke im Umlaufe sieht. Läßt sich ein Staat den Schlagschatz nicht wieder vergüten, so macht er dadurch allen fremden Nationen, welche sich seiner Münze zu ihren Werthausgleichungen bedienen, ein ganz unverdientes und zweckloses Geschenk, weshalb auch die britische Regierung die Ausfuhr einheimischer Münzen bei Todesstrafe verboten hat. Aber ein solches Verbot kann allenfalls nur in einem Inselstaate wie Großbritannien streng befolgt werden; in irgend einem Staate des festen Landes ist dies fast gar nicht denkbar, denn wenn nicht alle Nationen durch eine allgemeine Uebereinkunft sich dazu verständen, den Schlagschatz aufzuopfern, so hätte ja eine einzige Nation, welche sich denselben vergüten ließe, es stets in ihrer Macht, die Me-

tallmünze aller andern Nationen mit Gewinn an sich zu ziehen. — Die Größe des Schlagschatzes einer Metallmünze ist denselben Bedingungen unterworfen, wie der Schaffungskostenbetrag irgend eines andern Gewerberzeugnisses, es hängt dieselbe nämlich ab theils vom Arbeitslohne, theils vom Capitalaufwande, welchen die Ausprägung der Münze nothwendig macht; beide, sowol der Arbeitslohn als der Capitalaufwand aber sind, je nachdem die Metallmünze entweder von grobem oder feinem Schrote ist, und je nachdem dieselbe an dem einen oder andern Orte verfertigt wird, höchst verschieden. Die Ausprägung einer Mark Silber zu groben Münzsorten, z. B. zu Speciesthalern, kostet natürlich bei weitem weniger, als deren Ausprägung zu kleiner Münze, z. B. zu Groschen; bei jener ist daher der Schlagschatz nothwendig geringer als bei dieser, und ebenso ist die Münzprägung an den Orten, wo sowol die Brennstoffe als der Arbeitslohn vorzüglich niedrig sind, oder wo eine vervollkommnete Maschinerie Ersparungen an Capital und Arbeitslohn gestattet, wohlfeiler als da, wo solche günstige Verhältnisse fehlen. — Was übrigens die Art und Weise betrifft, wie sich die Regierung den zur Prägung der Metallmünze vorgeschossenen Kostenaufwand, den Schlagschatz, von den Benutzern dieser Münze wieder vergüten läßt, so kann dies nur dadurch geschehen, daß die Geltung der Münze über den Betrag des in ihr enthaltenen Metalls gesetzlich um so viel erhöht wird, als der Schlagschatz ausmacht.

Schlangenbad und Langenschwalbach (s. Schwalbach) in der vormals kurhessischen Grafschaft Niederkatzenellnbogen, in der Nähe des schönen Rheingaues, gehören jetzt zum Herzogthum Nassau und liegen in einer romantischen Waldgegend. Ein Rind, das krank sich täglich von der Heerde sonderte und von dem Hirten an der warmen Quelle gefunden ward, von der es Genesung erhielt, ent-

deckte diese Quelle vor 200 Jahren. Dr. Glaxin aus Worms erkaufte 1657 dieselbe nebst nothdürftigem Bauholz um 2 Ohm Wein von den Bauern von Berstadt. Später ward das Bad hessisch und 1694 mit Anlagen ausgeschmückt, die immer fortgesetzt wurden. Die Alleen und Spaziergänge sind, sowie die mit den schönsten Zimmern versehenen Gebäude, geschmackvoll angelegt. Das nassauer Haus ist durch einen bedeckten Gang mit dem hessischen Hause verbunden und enthält 3 Quellen und 10 geräumige Bäder, außerdem auch noch ein Tropfbad. Das neue Haus hat 6 Bäder. Obige 3 Quellen geben in 24 Stunden 3500 Ohm Wasser, das 21—22° Réaumur hat und Thon und Kalkerde enthält. Es verjüngt gleichsam das Alter, indem es als seifenartiges Wasser und durch seine milde Wärme geschmeidig macht, die straff gewordenen Hautfasern erweicht und stärkt und Steifigkeit und Contracturen hebt. Schärfe der Säfte, Flechten, Gries und Stein, Dörrsucht, Krämpfe des Unterleibes, krampfige Engbrüstigkeit ꝛc. hebt es ebenfalls. Der Haut gibt es eine unglaubliche Zartheit und Weichheit. Es ist blaulich und wie Seifenwasser anzufühlen. Die ihm eigne Fettigkeit schwimmt in Gestalt eines schmierigen Schmuzes auf dem Wasser. Der Badeschlamm wird zum Heilen und Trocknen alter Geschwüre benutzt. Zwischen Schwalbach und Schlangenbad ist ein immerwährender Verkehr, sodaß die Gäste beider Bäder sich fast täglich besuchen. Das schwalbacher Wasser wird auch täglich in der Kühle des Morgens nach Schlangenbad gebracht und dort gebraucht.

Schlangengeschütze, Geschütze des 16. Jahrhunderts, die sich durch ihre Länge von den Karthaunen unterschieden. 1) Echte Schlangen, waren 33 Kaliber lang. Zu ihnen gehörten: der Drache, die gemeine Schlange, die Viertelschlange, die halbe Schlange, der Falke, der Sperber, der doppelte und der einfache Haken. 2) Un-

echte Schlangen, Bastardschlangen, waren 6 bis 8 Kaliber kürzer, als die echten und schossen gewöhnlich eine etwas stärkere Kugel. 3) Extraordinaire Schlangen, 39 bis 43 Kaliber lang. Jede dieser drei Arten zerfiel nach Maßgabe ihrer Metallstärke in gemeine, verstärkte und geschwächte Schlangen.

Schlegel, 1) (Johann Elias), geb. den 28. Jan. 1718 zu Meißen. Sein Vater war Appellationsrath und Stiftssyndikus. In Leipzig, welches er 1739 besuchte, um die Rechtswissenschaften zu studiren, ward er mit Gottsched bekannt, der, seinen wankenden Ruhm durch Verbindungen mit jungen talentvollen Dichtern zu sichern bemüht, auch Sch. an sich zog und mehre Aufsätze desselben in s. »Beiträge zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredtsamkeit« aufnahm. Nach Beendigung der Universitätsjahre (1743) ging Sch. als Privatsecretair des sächs. Kriegsraths und Gesandten v. Spener, seines Verwandten, mit nach Kopenhagen, nahm späterhin an den »Bremischen Beiträgen« thätigen Antheil, und gab selbst eine Wochenschrift: »Der Fremde«, heraus, worin er s. Bemerkungen über dänische Sitten, Verfassung, Geschichte, Sprache ꝛc. vortrug. Diese Wochenschrift ward in Dänemark sowol als in Deutschland sehr günstig aufgenommen. Für das dänische Theater arbeitete er einige Lustspiele aus, welche nach s. Handschrift ins Dänische übersetzt wurden. Durch den Einfluß des Freih. v. Holberg, dessen Gunst er sich durch s. Fleiß in der dänischen Geschichte und Sprache erworben hatte, ward er (1748) zum außerordentl. Prof. an der neu errichteten Ritterakademie zu Soroe ernannt. Aber s. Einkünfte waren sehr gering, und desto größer s. Arbeitsamkeit, die, verbunden mit Nahrungssorgen, ihm ein hitziges Fieber zuzog, woran er 1749 im 31. Jahre starb. Für sein bestes Trauerspiel wird »Hermann« gehalten. 2) (Johann Adolf), Dichter und Kanzelredner, geb. zu Meißen 1721, Bruder des

Vorigen. In ästhetischer Rücksicht erwarb ihm s. Uebersetzung von Batteux's Zurückführung der schönen Künste auf einen Grundsatz (»Les beaux arts reduits à un même principe«), welche er mit eignen Abhandl. und Anmerk. begleitete (1751, 3 A. 1770), den meisten Ruf. 1754 ward er als Prediger und Prof. der Philosophie am Gymnasium zu Zerbst angestellt, von wo er 1759 nach Hannover kam und 1787 das Amt eines Generalsuperindenten des Fürstenthums Lüneburg erhielt. Er starb 1793. 3) (Johann Heinrich), geb. zu Meißen 1724, ein Bruder von Johann Elias und Johann Adolf, studirte von 1741 an in Leipzig die Rechtswissenschaften, kam durch Vermittelung seines ältern Bruders als Secretair der dänischen Kanzlei nach Kopenhagen, wo er (1780) als Prof. der Geschichte, königl. Historiograph und Justizrath starb. Außer andern Werken hat er auch eine »Geschichte der dänischen Könige aus dem oldenburgischen Stamme« (Kopenh. und Lpz. 1777, 2 Bde., Fol., mit Kpfn.) geschrieben.

Schlegel (August Wilhelm u. Friedrich v.), 2 Brüder, welche durch ihre kritischen Bestrebungen, durch eigne poetische Erzeugnisse, sowie durch Nachbildungen und Uebersetzungen auf deutsche Kunst und Wissenschaft heilsam und befruchtend eingewirkt haben. A. W. ist den 8. Sept. 1767 zu Hanover geb., F. ebendaselbst 1772. Ihr Vater war Joh. Adolf. (S. oben.) Wie eine Stelle der Elegie von A. W. S. »Neoptolemus an Diokles« andeutet, herrschte im elterlichen Hause das liebevollste Verhältniß. Von der Mutter, einer trefflichen Frau, ward er in der Religion, von Hauslehrern und auf der Schule zu Hanover in den Elementen der Sprachen und Wissenschaften unterrichtet. Ein besonderes Talent zeigte er für Sprachen. Früh entwickelten sich seine Dichteranlagen und schon in seinen ersten, zum Theil abenteuerlichen Jugendversuchen zeigte er eine ungemeine

Leichtigkeit im Versbau und Reim. Als 18jähriger Jüngling sprach er auf dem Lyceum an einem Geburtstage des Königs eine selbstverfertigte hexametrische Rede, die eine Geschichte der deutschen Dichtkunst im Abriß gab und mit Recht bewundert wurde. In Göttingen studirte er anfangs Theologie, ging aber bald zur Philologie über. Hier gewann er Bürger's Freundschaft, welcher ihm in der Vorrede zur 2. Ausg. s. Gedichte (1789) die poetische Weihe gab und in einem klangreichen Sonette die Unsterblichkeit verkündigte. Auch arbeitete er an dessen »Akademie der schönen Redekünste«, in welcher sich z. B. seine »Ariadne« und ein Aufsatz über Dante findet. Zugleich war er Mitglied des philologischen Seminariums unter Heyne, und eine lat. Abhandlung über die homerische Geographie, welche 1787 das Accessit erhielt, bewährte s. gründliche Bekanntschaft mit einem der schwierigsten Theile unserer Kenntniß des Alterthums. Auch fertigte er 1788 das Register zum Heyne'schen Virgil. Von Göttingen ging er als Hofmeister nach Amsterdam in das Haus des Banquiers Muilman, von wo er nach einem 3jährigen Aufenthalte in s. Vaterland zurückkehrte und sich bald nach Jena begab. Er nahm an den »Horen«, sowie später an den Musenalmanachen von Schiller lebhaften Antheil (besonders zogen, außer den Briefen über Poesie, Sylbenmaß und Sprache, die Uebersetzungen aus dem Dante, mit ihrem Commentare, die Aufmerksamkeit der Kenner auf sich, wiewol die Form des Originals absichtlich verletzt war) und war bis 1799 vielleicht der fleißigste Mitarbeiter an der »Allg. Lit.-Zeit.« 1797 begann er die Uebersetzung des Shakspeare, deren wohlthätiger Einfluß auf den Geist und auf das Gemüth verwandter Deutschen, sowie auf theatralische und declamatorische Darstellung noch lange fortdauern wird. Von dieser Uebersetzung sind 9 Bände erschienen, und Tieck hat die Revision derselben mit Beifügung der noch unübers. Stücke

in einer neuen Aufl. übernommen. Er lebte jetzt, mit dem Titel eines Raths, als Prof. in Jena, wo er ästhetische Vorlesungen hielt und sich von 1798 bis 1800 mit s. Bruder zur Herausgabe des »Athenäums« verband, eine ästhetisch-krit. Zeitschrift, die bei aller kritischen Strenge die Keime lebendiger Bildung in empfänglichen Gemüthern zu entfalten suchte. Dieses »Athenäum«, wiewol es s. Schärfe und s. übermüthigen Tons wegen Vielen mißfiel, hat auch durch die Theilnahme befreundeter Geister viel beigetragen, einen freiern Geist in der deutschen Literatur aufzuregen, und die geistigen Vortheile haben insofern den Nachtheil überwogen, den diese Zeitschrift, sowol durch ihre eigne Uebertreibung als durch einige tölpelhafte Nachtreter bewirkte. Noch erschien während s. Aufenthalts in Jena die erste Ausgabe s. Gedichte 1800, unter welchen besonders die Sonette, deren zweiter Vater unter den Deutschen A. W. Sch. ist, namentlich die geistlichen und Kunstsonette einen Chor von geschickten und ungeschickten Nachahmern erweckt haben. – In die letzten Jahre s. polemischen Periode in Jena fällt noch das »Leben Nicolai's von Fichte«, welches er mit einer Vorrede herausgab, und die »Ehrenpforte für den Theaterpräsidenten v. Kotzebue« (1800). Diese Geburt des Muthwillens, durch den »Hyperboreischen Esel« von Kotzebue veranlaßt, ist von Vielen angefochten worden; doch muß man sie als Spottgedicht aus ihrem eigenthümlichen Gesichtspunkte betrachten u. der Wahrheit zur Ehre gestehen, daß Schl. dieses Quodlibet herausgab, als die Zeitungen Kotzebue's gewisse Rückkehr sogleich nach seiner Gefangennehmung gemeldet hatten. Der Gedanke war originell, seinen Gegenstand in allen poetischen Formen zu besingen. — 1801 erschienen die »Charakteristiken und Kritiken« in 2 Thln., von beiden Brüdern herausgeg., worin das Urtheil über Bürger's Werke, von A. W. Schl. mit Einsicht und Unparteilichkeit ausgesprochen, neu

war; die andern Aufsätze waren aus mehreren Zeitschriften zusammengestellt. Gewiß ist es, daß diese Sammlung manchen Geistesfunken entzündet und manche treffliche Ideen in Umlauf gebracht hat. Bald darauf erschien der »Musenalmanach auf das J. 1802«, welchen er mit L. Tieck gemeinschaftlich herausgab. Ein mystisch-symbolischer Geist herrscht hier vor; doch werden Viele mit Freuden dieser Erscheinung gedenken, z. B. der rührenden Sonette von A. W. Schl. an s. Stieftochter, Auguſta Böhmer. Ueberhaupt lebten jetzt die beiden Schl. ein schönes Leben mit gleichgesinnten Freunden, und nur der Tod von Novalis (s. Hardenberg) hatte sie in diesem Zeitraume betrübt. A. W. Schl., der sich von s. Gattin, einer geb. Michaelis, trennte, wandte sich hierauf nach Berlin, wo er Ende 1802 Vorlesungen über Literatur, Kunst und Geist des Zeitalters hielt, die im 3. Bde. der »Europa« seines Bruders abgedruckt sind. 1803 erschien der »Jon«, ein antikes Trauerspiel, ohne eigenthümliche Lebenskraft, über welches in der »Zeitung für die elegante Welt« (an welcher A. W. Schl. mit Rath und That arbeitete) auch in Beziehung auf den Euripides und auf die theatralische Darstellung sehr lehrreiche Gespräche zwischen Bernhardi, Schelling und dem Verf. geführt wurden. Jener Zeitung hatte sich bald der »Freimüthige«, von Kotzebue u. Merkel herausgeg., entgegengesetzt, und es kam nun zu einem Federkriege gegen die sogen. neue Schule und ihre Häupter, bei welchem auch Klätschereien und Zerrbilder nicht verschmäht wurden; A. W. Schl. ging jedoch auf diesen Schmuz nicht ein. — 1803 erschien der 1. Bd. des spanischen Theaters, welcher 3 Stücke des Calderon enthielt; der 2. Bd. folgte 1809. Schl. hatte kurz zuvor, im 2. Stück der »Europa«, auf den Genuß jenes Dichters vorbereitet. Man konnte an den Uebersetzer des Shakspeare keine geringen Forderungen machen; sie wurden aber vollkommen erfüllt, und man kann wol sagen, daß er

hier mit größern Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Die Ueberſetzung iſt treu; auch hat er ſich in Beziehung auf Sylbenmaße, Reime und Aſſonanzen die ſtrengſten Geſetze vorgeſchrieben und durchgeführt. A. W. Schl. behauptet einen ausgezeichneten Rang unter den Ueberſetzern. Er vereinigt tiefe Kenntniß der fremden Sprachen mit der größten Gewandtheit im Gebrauch der Mutterſprache und eine Leichtigkeit, ſich in den Geiſt des Originals zu verſetzen, welche Voß entbehrte. Die »Blumenſträuße der italieniſchen, ſpan. und portugieſ. Poeſie« gaben 1804 einen neuen Beweis dieſer Kunſtfertigkeit. — A. W. Schlegel's Leben in Berlin gewann einen neuen Wendepunkt, indem er einer unfreundlich beengenden Lage durch eine der edelſten Frauen entriſſen ward, mit welcher er nach neuen Quellen der Wahrheit und Schönheit forſchte. Mit der Frau von Staël, die er auch in der Elegie »Rom« gefeiert hat, ging er 1805 auf Reiſen und lebte bald in Copet, bald in Italien, Frankreich, Wien, Stockholm ꝛc. Einige vortreffliche Recenſionen von ihm aus dieſem Zeitpunkte finden wir in der »Jenaiſchen Lit.-Zeit.«, ſpäterhin in den »Heidelberger Jahrbüchern«. In franz. Sprache ſchrieb er 1807 eine »Vergleichung der Phädra des Euripides mit der des Racine«, welche unter den pariſer Literatoren ungewöhnliches Aufſehen machte. Im Frühling 1808 hielt er in Wien, vor einem glänzenden Kreiſe, Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur, die 1809 — 11 in 3 Thln. erſchienen ſind (2. Ausg. 1817). Sie ſind in alle gebildete Sprachen überſetzt worden. Seine Abſicht dabei war, einen allgemeinen Ueberblick zu geben und die Begriffe zu entwickeln, nach denen der Kunſtwerth der dramatiſchen Hervorbringungen verſchiedener Zeitalter und Völker zu ſchätzen iſt. In dieſen Vorleſungen herrſcht eine Klarheit und Leichtigkeit des Vortrags, und, wenn man die Vorliebe für einige Meiſter abrechnet, eine Beſonnenheit des Urtheils, die nichts

zu wünschen übrig läßt. Ebenso besorgte er 1811 eine neue Sammlung s. poetischen Werke, von welcher wir noch den 3. Thl. erwarten (2. Aufl. 1820). In diesen Gedichten, worin zugleich die Sprache in glänzend reinen Farben spielt, findet sich der größte Reichthum poetischer Formen. Sein »Arion«, »Pygmalion«, »Der h. Lucas«, s. schönen Sonette und die köstliche Elegie »Rom«, welche er der Frau von Staël zueignete, bezeichnen s. Anspruch auf den Dichternamen. An dem »Deutschen Museum« s. Bruders nahm er besonders durch die gründlichen Untersuchungen Antheil, welche er in mehrern Stücken desselben über das Lied der Nibelungen anstellte. — Die großen Ereignisse der Zeit bemächtigten sich seines Gemüths; er ward im verhängnißvollen Jahre 1813 politischer Schriftsteller in franz. u. deutscher Sprache, begleitete selbst den Kronprinzen von Schweden, welchen er 1812 in Stockholm kennen gelernt hatte, als Secretair; auch hat er zur Anerkennung s. Verdienstes mehrere Orden und den Adelsrang erhalten. — Nach Napoleon's Sturz kehrte er zu Mad. Staël zurück und erhielt nach dem Tode seiner Gönnerin 1818 einen Ruf als Prof. an die Universität Bonn, den er annahm. Er verheirathete sich 1819 mit der Tochter des Kirchenraths Paulus zu Heidelberg, aber auch diese Ehe ward schon 1820 wieder getrennt. In s. neuen Laufbahn als akademischer Lehrer trug er vorzüglich die Geschichte der schönen Künste und Wissenschaften alter u. neuer Zeit vor u. wandte sich mit besonderm Eifer, unterstützt durch die preuß. Regierung, dem Studium der orientalischen Literatur und besonders dem Sanskrit zu. Demzufolge gibt er seit 1820 die »Indische Bibliothek« heraus und besorgt durch die von ihm eingerichtete indische Druckerei den Abdruck des großen sanskritanischen »Ramâyana«. 1823 erschien als Probe seiner Bearbeitung sanskritanischer Texte eine Episode aus dem Epos »Maha-Bharata«, Bhagavad-Gita«, mit latein. Uebersetzung.

Seine orientalischen Studien haben ihn in den letzten Jahren nach Frankreich und 1823 nach England geführt, wo er in London, Oxford, Cambridge und in der ostind. Lehranstalt zu Hayleybury die Handschriften untersuchte. Nach s. Rückkehr hat er in Bonn auch die Aufsicht über das Museum vaterländischer Alterthümer übernommen. Noch schrieb er einen Aufsatz über Necker, im 3. Stück der »Zeitgenossen«; eine italienische, sehr gelehrte Abhandlung, in der »Biblioteca italiana« (1816), über die bronzenen Pferde zu Venedig, die er für griech. Kunstwerke erklärt; eine Abhandlung über die Gruppe der Niobe in der »Bibliothèque universelle« von Genf, 1817; eine historische Notiz über den florentinischen Maler, Joh. von Fiesole, und eine Erklärung von dessen Gemälde des heil. Dominicus; Bemerk. über die provenzal. Sprache und Literatur (franz. 1818), auch einige gehaltvolle Recensionen, z. B. über Niebuhr's »Römische Gesch.«, in den »Heidelberger Jahrbüchern«. 1827 reiste er nach Berlin und hielt dort vor einem gemischten Publicum Vorlesungen über die schönen Künste, welche man zum Theil in dem »Berliner Conversationsblatt« gelesen hat. 1828 vertheidigte er sich in einer trefflich geschriebenen Broschüre gegen die ihm gemachte Beschuldigung des Kryptokatholicismus. — A. W. v. Schlegel ist Ritter des rothen Adlerordens. — Sein Bruder, 2) Friedrich v. Schl. widmete sich der Philologie, studirte ein Jahr in Göttingen, dann in Leipzig, und durfte nach Vollendung seiner akademischen Studien sich rühmen, jeden uns übrig gebliebenen griechischen und römischen Schriftsteller von einiger Bedeutung aus eignem Studium zu kennen. Die erste Schrift, mit welcher er, so viel wir wissen, öffentlich auftrat, ist ein Aufsatz über die griech. Dichterschulen (in d. »Berl. Monatsschrift«), der etwa in das Jahr 1793 fällt. Dann war er Mitarbeiter an Reichard's Journale »Deutschland« (Berlin 1795 und 1796), so-

wie an dessen »Lyceum der schönen Künste« (1797). Seine Beiträge bestanden in Charakteristiken und Kritiken, wie z. B. die Aufsätze über Forster und Lessing. Die erste Schrift Fr. Schl.'s von größerm Umfange waren die »Griechen und Römer« (1797), welcher ein Aufsatz über die Platonische Diotima und über die Darstellung der Weiblichkeit in den griech. Dichtern angehängt war. Den Werth dieser Schrift erkannte selbst Heyne mit Achtung an. Sie ist nicht fortgesetzt worden; man kann aber die »Poesie der Griechen und Römer« (1798) als den 2. Th. derselben ansehen, wiewol auch diese Geschichte leider nur Bruchstück geblieben ist. In diesen Werken zeigt Friedr. Schl., bei einer Fülle von Gelehrsamkeit, die Originalität des Selbstdenkers und die Kraft der historisch-kritischen Waffen, mit welchen er sich im Felde der alten und neuen Poesie zu bewegen anfing. Dabei beschäftigte er sich mit der Kritik des Platon, in Beziehung auf welchen er sich in Berlin mit Schleiermacher verband, zog sich aber von der Uebers. dieses Schriftstellers zurück, nachdem 5 Bogen davon bereits bei Frommann gedruckt waren. Im »Athenäum«, welches er mit s. Bruder gemeinschaftlich herausgab, befinden sich gediegene Aufsätze von ihm, und fruchtbare Andeutungen in Fragmenten, Ideen u. s. w. 1799 erschien, als freies Werk der Phantasie, des Gefühls und des Nachdenkens zugleich, der 1. Thl. der »Lucinde«, die bis jetzt unvollendet geblieben ist, wiewol der Verf. einst in der »Europa« erklärte, daß er sie fortzusetzen gedenke. Schwerlich haben sich je über ein Werk verschiedenere Stimmen erhoben, jedoch scheint der Verf. selbst durch das Aufgeben der Fortsetzung desselben die Wahrheit u. Gerechtigkeit der Urtheile anerkannt zu haben, die in ihm eine gefährliche Verklärung der Wollust wahrzunehmen meinten. Damals lebte Friedr. Schl. in Berlin. 1800 ließ er sich als Privatdocent in Jena nieder, wo er mit großem Beifall philosophische Vorlesungen hielt. 1802

lebte er einige Zeit in Dresden, zu welcher Stadt ihn alte Erinnerungen und eine dort verheirathete Schwester öfters hinzogen. Dann reiste er mit s. Gattin (einer T. Mendelssohn's) nach Paris, wo er Vorlesungen über Philosophie hielt, die Monatsschrift »Europa«, bestehend aus 2 Bdn. oder 4. Stücken, herausgab und sich außer der Kunst u. den südlichen Sprachen besonders mit der indischen Sprache und Literatur beschäftigte. Auch machte er sich während s. Aufenthalts in Paris um die altfranz. Ritterromane verdient, indem er 1804 eine Sammlung romantischer Dichtungen des Mittelalters aus gedr. und handschriftl. Quellen in 2 Thln. herausgab, sowie 1805 den Lother und Maller. Doch war das Original der Rittergeschichte, die er nach einer ungedruckten deutschen Handschrift bearbeitete, ursprünglich italienisch. Nicht minder verdanken wir ihm diplomatische Aufklärungen über die Geschichte der Jungfrau von Orleans, die er aus den »Notices et extraits« zog. Fr. Schl. ging nun nach Deutschland zurück, und sein vaterländisches Gemüth ergoß sich auf der Reise zum Theil in dithyrambischen, zum Theil in elegischen Gesängen. In Köln ging er mit s. Gattin zur kathol. Kirche über, eine Veränderung, die auch auf s. schriftstellerischen Charakter bedeutend, wenn auch nicht immer vortheilhaft, wirkte. Ein noch ungedrucktes historisches Drama: »Karl V.«, durch Benutzung historischer Urkunden zu vollenden, ging er 1808 nach Wien, war 1809 als kaiserl. Hofsecretair im Hauptquartier des Erzherzogs Karl und wirkte durch kraftvolle Proclamationen auf den Geist der Nation. Bei der unglücklichen Wendung der Dinge kehrte er zurück und hielt zu Wien Vorlesungen über die neuere Geschichte und über die Geschichte der Literatur aller Völker, welche 1811 und 1812 im Druck erschienen sind. Vorzüglich in den ersten tritt s. Befangenheit in religiöser Ansicht, welcher er seit dem Uebertritt in die kathol. Kirche zugethan ist, hervor.

Das zweite ist ein lebensreiches Gemälde aller Literatur, ein Werk, welches der ganzen deutschen Nation angehört. 1812 gab er das »Deutsche Museum« in 2 Jahrgängen heraus, erwarb sich Metternich's Vertrauen durch manche diplomatische Schrift, wurde dann Legationsrath der östr. Gesandtschaft bei dem deutschen Bundestage zu Frankfurt a. M., welche Stelle er im Anfange 1818 wieder verlassen hat, um nach Wien zurückzukehren, wo er gegenwärtig als Hofsecretair und k. k. Legationsrath lebt. Nachher gab er eine Darstellung der jetzigen Staatenverhältnisse und s. sämmtlichen Schriften heraus. 1820 unternahm er zu Wien eine Zeitschrift: »Concordia«, in der Absicht, die verschiedenen Meinungen über Kirche und Staat zu vereinigen, aber sie erhielt sich nicht lange.

Schleiermacher (Friedrich Daniel Ernst), geistreicher Theolog, geb. zu Breslau 1768, empfing seine Schulbildung auf dem Pädagogium der Brüdergemeinde in Niesky, bezog die Universität Halle, wo er Nösselt, Knapp, Eberhard und Wolf hörte. Nach zurückgelegten Universitätsjahren war er Erzieher bei dem Grafen Dohna auf Finkenstein in Preußen, und trat sodann zu Berlin in das Schullehrerseminarium unter Gedike's Leitung. 1794 ward er zum Predigtamt ordinirt und zuerst Hülfsprediger in Landsberg a. d. Warte, dann von 1796—1802 Prediger am Charitéhause zu Berlin. Hier trat er zuerst als Schriftsteller auf, indem ihm der jetzige Bischof Sack einen Theil der Uebers. des letzten Bds. der Blair'schen Predigten übertrug. Dann übers. er auf dessen Anrathen Fawcet's Predigten, 2 Bde., nahm hierauf Antheil an dem von A. W. und Fr. Schlegel herausgeg. »Athenäum« und schrieb die herrlichen, durch Kühnheit der Gedanken und den Schwung des Vortrags ausgezeichneten »Reden über die Religion« und die »Monologen«, auch noch bei Gelegenheit des Sendschreibens jüdischer Hausväter an Teller »Briefe eines

Predigers außerhalb Berlin«. In diesen Jahren wurde zwischen ihm und Fr. Schlegel eine gemeinschaftliche Uebers. des Platon verabredet, die er hernach allein unternahm. Von derselben sind, aus Schuld seiner wechselnden Lage und der Zeiten überhaupt, von 1804 bis jetzt erst 5 Bde. erschienen. Die »Republik«, »Timäus«, »Kritias«, die »Gesetze und Briefe« und eine versprochene Charakteristik des Platon und seiner Philosophie sind noch zu erwarten. Diese Arbeit gehört unstreitig zu den wichtigsten und fruchtbarsten, die über den Platon unternommen worden, da wol schwerlich unter den Neuern irgend einer tiefer in den unerschöpflichen und unergründlichen Geist des Philosophen eingedrungen sein möchte. Noch 1802 gab Schl. die erste Sammlung seiner Predigten heraus, der bis jetzt 2 andre allmählig gefolgt sind. Einige Predigten, größtentheils bei besondern Veranlassungen, sind außerdem einzeln gedruckt. Alle diese Reden sind Muster eines klaren, gediegenen, eindringenden Vortrags, wiewol nicht zu leugnen, daß sie sich minder an das Gefühl als an das Denkvermögen der Zuhörer wenden. In dieser letztern Gattung der Erbauungsrede ist Schl. Meister, aber auch den erstern keineswegs fremd. In dems. J. ging er als Hofprediger nach Stolpe, wo er die »Kritik der Sittenlehre« und die »Zwei unvorgreiflichen Gutachten in Sachen des protestantischen Kirchenwesens« verfaßte, letztere ohne seinen Namen. Einen Ruf an die Universität Würzburg lehnte er, nach dem Wunsche der Regierung, ab und ward noch in dems. J. als Universitätsprediger und außerordentl. Prof. der Theologie und Philosophie nach Halle berufen. Der Universitätsgottesdienst kam jedoch erst 1806 kurz vor dem Kriege zu Stande, der die Universität auf eine Zeitlang wenigstens unterbrach. In diesen 2 J. hatte er theologische Encyklopädie, Exegetik und Dogmatik gelesen, auch philosophische Sittenlehre vorgetragen. Er ging 1807, erst nur auf einen Sommer,

nach Berlin zurück, begab sich dann, als Halle abgetreten worden, ganz dahin und hielt Vorlesungen vor einem gemischten Publikum. Zugleich nahm er, als wahrer Patriot, den lebhaftesten Antheil an den politischen Verhältnissen, unter welchen sein Vaterland schmachtete, und sprach unaufhörlich von der Kanzel in dem herrlichsten Sinne für König und Vaterland, mit einem Muthe und Trotze, der selbst inmitten der Bayonnette Davoust's unerschütterlich blieb. In dieser Zeit erschienen auch seine kleine Schrift: »Ueber Universitäten«, das »Sendschreiben über den ersten Brief an den Timotheus« und der Aufsatz über Heraklit im Wolf'schen »Museum der Alterthumswissenschaften«, und früher »Die Weihnachtsfeier«. 1809 ward er Prediger an der Dreifaltigkeitskirche zu Berlin und verheirathete sich. Als 1810 die neue Universität eröffnet wurde, trat er bei selbiger als ordentlicher Prof. auf, wie er es auch zuletzt in Halle schon gewesen war. 1811 ward er Mitglied der Akademie der Wissensch. und 1814 Secretair der philosophischen Classe. Von Vielen wird ihm, mit welchem Rechte, steht dahin, das Glückwünschungsschreiben an die zur Verbesserung der Liturgie niedergesetzte Commission zugeschrieben. Unverkennbar herrscht darin dieselbe platonische Dialektik, die in der Schrift gegen Schmalz ebenso bewundernswürdig als grausam erscheint. Sein letztes Werk ist die »Christliche Graubenslehre«, und seine Uebers. des Platon wird er auch in kurzem vollenden.

Schleifen heißt in der Musik, 2 oder mehr unmittelbar nacheinanderfolgende Töne unabgesetzt vortragen. Dies geschieht beim Gesange und bei den Blasinstrumenten mit einem sanften und ununterbrochenen Athemzuge, bei den Bogeninstrumenten mit einem einzigen fortlaufenden Bogenstrich, bei den Claviaturinstrumenten durch einen sanften Druck der Finger, durch das Verweilen derselben auf den Tasten und durch einen ziehenden Uebergang derselben von einer Taste

zur andern. Die Bezeichnung des Schleifens ist ein bogenförmiger Strich, welcher alle zu schleifende Noten umfaßte. — Schleifer, ein deutscher Nationaltanz, dessen Charakter hüpfende Freude ist. Er ist im Dreiachteltakt gesetzt und besteht aus 2 Reprisen von 8 Takten.

Schleißheim, ein königl. Lustschloß 3 Stunden von München, zu dem man auch zu Wasser gelangen kann, besteht aus einer ältern Anlage, die von Wilhelm V. herstammt, jetzt in einen Wirthschaftshof verwandelt, und einem prächtigen Schlosse, mit sehr ausgedehnten Lusthainen, die Maximilian Emanuel in der flachen, unfruchtbaren Gegend ausführen ließ, um thätige Menschen herbeizuziehen. Der Plan des großen Schlosses ist von ital. Baumeistern in dem überzierten neuital. Style entworfen, dessen Kleinlichkeit aber bei der Ausdehnung des Gebäudes weniger ins Auge fällt. Die Absicht Max. Emanuels, der Umgegend durch diesen Bau aufzuhelfen, schlug fehl. Der Ort blieb eine große Einsiedelei, die verwittert, ehe sie noch vollendet ist. Noch fehlt die große Marmortreppe, die ausgebaut eine der prächtigsten in Europa gewesen wäre. Durch hölzerne werden die Marmorstufen ersetzt, welche ausgearbeitet in dem Bauschuppen liegen; doch scheint die schnelle Verwitterung des Steins die einstige Ausführung selbst zu widerrathen. Eine Sammlung von Gemälden, welche Kurfürst Ferdin. Maria durch den Maler Triva, einen Schüler Guercino's, zusammengebracht hatte, war schon seit Max. Emanuel als innerer Schmuck in den geräumigen Sälen von Schleißheim aufgestellt worden. Als in München der Schatz der Gemälde so bedeutend anwuchs, daß zu ihrer Aufstellung der Raum zu beengt war, beschloß der großsinnige Kunstfreund, König Maximilian Joseph, Schleißheim zu einem Museum zu erheben, wie sich kaum ein andres Land eines ähnlichen rühmen kann. Man durfte in München bei dem Reichthum an alten Gemälden aller Schulen und jener

Periode, welche allen Schulen vorausging, an eine Sammlung denken, die geschichtlich angeordnet, den Gang der Kunst und ihrer Entwickelung von den ersten unbeholfenen Anfängen an bis zum freiesten Gebrauche aller Kunstmittel, die Fortschritte und Stillstände, die verfehlten und gelungenen Bestrebungen anschaulich vor Augen legte. Zur Aufnahme dieser Sammlung ward Schleißheim bestimmt und dem verst. Dir. v. Mannlich die Ausführung dieser Idee übertragen. Wie viel durch eine örtliche Zusammenstellung gewonnen werde, um die Bewegungen des Kunstgeistes in den Werken, die er hervorrief, vor die Seele zu bringen, braucht keiner Erklärung; doch würde es zu viel gefodert sein, wenn man trotz aller Fülle (mehr als 2000 der verschiedenartigsten Kunstwerke), die hier ausgestellt ist, eine lückenlose Folge aller bekannt gewordenen Künstler hier suchen wollte. Die Sammlung führt die geschichtliche Anordnung überall durch, wo nicht Local und Licht zu Abweichungen nöthigten. 1827 wurde die vom König Ludwig von Baiern erkaufte Boisserée'sche Gemäldesammlung in Schleißheim aufgestellt. — Noch ist die Art der Canalführung zu Schleißheim merkwürdig. In dem Hofgarten zu Lustheim wird manches Seltene den Pomologen und den Botaniker überraschen. 1822 erhielt Schleißheim durch die Errichtung einer in ihrer Art einzigen landwirthschaftlichen Lehranstalt einen neuen Zuwachs an sehenswerthen Gegenständen. Es werden daselbst die Zöglinge, nach Maßgabe ihrer Bildung und ihres künftigen Berufs, in 3 Classen, vom Knechte bis zum bloß befehlenden Güterbesitzer vertheilt, zugleich theoretisch und praktisch unterrichtet. Diese mit allen nöthigen Sammlungen und Hülfsmitteln versehene Anstalt zählte 1823 47 Zöglinge, die nach den verschiedenen Classen nur 100—300 Gldn. jährlich entrichten. Die Regierung selbst gibt keinen Zuschuß.

Schlesien, ein ehemals zu Böhmen gehöriges Herzogthum,

welches jetzt theils zu dem preußischen, theils zu dem östreich. Staate gehört und geographisch in Ober- und Niederschlesien, politisch aber in Preußisch- und Oestreichisch-Schlesien zerfällt. Niederschlesien begreift die Fürstenthümer Breslau, Brieg, Schweidnitz, Jauer, Liegnitz, Wohlau, Glogau, Carolath Münsterberg, Sagan, Oels und Trachenberg, die Standesherrschaften Militsch, Wartenberg und Goschütz und die Minderherrschaften Neuschloß, Freihan und Suhlau, und ist ganz preußisch; Oberschlesien begreift die Fürstenthümer Oppeln, Ratibor, Neiße, Troppau, Jägerndorf, Teschen und Bielitz, die Standesherrschaften Pleß und Beuthen und die Minderherrschaften Loslau, Oderberg, Freistadt, Freudenthal, Friedeck, Deutschleuthen, Reichenwaldau und Roy, wovon die an dem rechten Ufer der Oppa liegenden Theile von Troppau und Jägerndorf, der kleine südl. Theil von Neiße, ein Theil von Oderberg und ganz Teschen, Bielitz, Freudenthal, Freistadt, Friedeck, Deutschleuthen, Reichenwaldau und Roy östreichisch sind, das übrige preußisch ist. Auch rechnet man die Grafschaft Glatz zu dem preuß. Schlesien. Seit der neuen Eintheilung des preuß. Staates ist der Umfang des preuß. Schlesiens verändert worden, indem der vormalige schwiebuser Kreis des Fürstenthums Glogau zur Prov. Brandenburg geschlagen, und nebst Glatz auch ein kleiner Theil der Neumark und der durch die wiener Congreßacte 1815 an Preußen abgetretene Theil der Oberlausitz (mit Ausnahme der Herrschaft Hoyerswerda und der westlich von derselben gelegenen Ortschaften) mit dem preuß. Schlesien vereinigt worden sind und nun die Provinz Schlesien bilden. — Die preuß. Provinz Schlesien grenzt, nach jenem Umfange (720 QM., 2,100,000 Ew.) und nach der neuern Eintheilung des preuß. Staats, gegen O. an die Prov. Posen, das Königreich Polen und den Freistaat Krakau; gegen S. an das östreich. Schlesien, Mähren und Böhmen; gegen W. an Böhmen, Sachsen

und Brandenburg, und gegen N. an Brandenburg und Posen. Schlesien ist die wichtigste Prov. des preuß. Staats, welche $\frac{1}{5}$ der ganzen Volksmenge enthält und über $\frac{1}{5}$ zu den Bedürfnissen des Staats beiträgt. Der westl. und südl. Theil des Landes ist gebirgig, weil hier die Sudeten mit ihren Abzweigungen liegen. Der Gebirgszug, welcher am Queis anfängt und bis an die Grafschaft Glatz hinreicht, heißt das Iser- und Riesengebirge, welches Schlesien von Böhmen trennt. Den östl. Arm der Sudeten bildet das mährische Gebirge, welches durch Glatz und den südl. Theil Schlesiens zieht und sich bei Jablunka (schon im östreich. Schlesien) dem karpathischen Gebirge anschließt. Gegen Brandenburg und Posen zu ist das Land ohne Gebirge und eben, aber zum Theil sandig und sumpfig, doch zum Ackerbau durchaus brauchbar. Der Hauptfluß ist die Oder, welche aus dem östreich. Schlesien in das Land tritt, daselbst schiffbar wird, es der ganzen Länge nach durchfließt, an beiden Seiten viele Flüsse (besonders die Oppa, Neiße, Ohlau, Bartsch, die in der Kriegsgeschichte von 1813 so berühmt gewordene Katzbach und den Bober mit dem Queis) aufnimmt und von der größten Wichtigkeit für den Handel Schlesiens ist. Die südöstl. Grenze berührt die hier noch unbedeutende Weichsel. — Es ist im Ganzen ein sehr fruchtbares Land, reich an Getreide jeder Art, als Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Spelz, Mais, Erbsen, Linsen, Heidekorn und Bohnen. Die besten Gartengewächse baut man um Breslau, Brieg, Liegnitz und Neiße. Das Obst bei Niederbeuthen und Grüneberg ist das vorzüglichste. Der schlesische Wein, besonders der an letzterm Orte wachsende, ist, wenn es einige Jahre gelegen hat, sehr gut. Aus dem schlechten Wein wird Essig gemacht. In den gebirgigen Gegenden, wo der Boden sich weniger zum Getreide- und Gartenbau eignet, ist er doch mit Holz bewachsen, oder gibt gute Weiden und Wiesen. Flachs wird in großer Menge

gebaut, und ist ein Hauptzweig der Fabriken und des Handels. Hanf hat man nicht so viel, wie verarbeitet wird; aber der Handel ins Ausland mit Färberröthe, deren Anbau hier von einem niederländ. Kaufmann im 16. Jahrh. eingeführt ward, ist desto beträchtlicher. Auch wird viel Hopfen, besonders in der Gegend von Münsterberg, gebaut und ausgeführt. Scharte, ein Färbekraut, sammelt man in mehreren Gegenden fuderweise ein. Der Tabacksbau ist seit einigen Jahren gleichfalls sehr in Aufnahme gekommen. Das Holz nimmt freilich auf dem platten Lande ab, indessen wird doch noch aus den Fichten, Tannen und Kiefern viel Holz, Theer und Pech, und aus den Lerchenbäumen Terpenthin und Kienruß verfertigt und ausgeführt. Rindvieh- und Pferdezucht reichen nicht zu den Bedürfnissen des Landes hin. Das nöthige Schlachtvieh kommt aus Polen und Ungarn. Die inländ. Schafzucht ist veredelt, und die Wolle der schlesischen Schafe wird sehr gerühmt und gehört zu den feinsten Sorten, welche die Provinzen des preuß. Staates liefern. Die feinste und beste fällt um Oels und Namslau. Ziegen gibt es viel im Gebirge, und die Bienenzucht ist besonders in der Herrschaft Muskau und in Oberschlesien wichtig. Wildpret und Fische sind reichlich vorhanden. Das Mineral- und Steinreich ist gleichfalls sehr ergiebig an Eisen, Kupfer, Blei, etwas Silber, Arsenik, Galmei, Vitriol, Schwefel, Steinkohlen an vielen Orten, Kalk, Gyps, Mergel, Marmor, Schiefer, Mühl- und Schleifsteinen, Jaspis, Agat, Topasen, Karniolen, Onyx, Amethyst ꝛc. Mineralwasser sind besonders zu Warmbrunn, Flinsberg, Reinerz, Landeck, Altwasser, Charlottenbrunn ꝛc. Die Leinwandmanufacturen und die dazu gehörigen Spinnereien und Bleichen sind sehr berühmt. Sie lieferten 1805 für 10½ Mill. Thlr. Waaren, und der Ertrag der Baumwollen- und Wollenmanufacturen und der Lederbereitungen stieg beinahe ebenso hoch. Man webt Leinwand von

verschiedener Güte und Breite. Feine Leinwand wird besonders in Greifenberg und in der Umgegend verfertigt. Daß die schlesische Leinwand so berühmt ist, verdankt sie hauptsächlich den eingeführten Schauanstalten, die alle gewebte Leinwand prüfen müssen. Unter den Metallfabriken sind nur die in Eisen von Bedeutung. Auch gibt es Papier-, Tabacks-, Fayence- und Irdengeschirrfabriken. Die vorzüglichsten Ausfuhrartikel sind Garn, Leinwand, Tuch, Baumwollenwaaren und Krapp. Die Ausfuhr übersteigt im Allgemeinen die Einfuhr. — Schlesien ist in 3 Regierungsbezirke, Breslau, Liegnitz und Oppeln, getheilt. Die höchste Gerichtspflege besorgen die königl. Oberlandesgerichte zu Breslau, Liegnitz und Ratibor. Ein großer Theil der oben genannten Fürstenthümer, Standes- und Minderherrschaften wird von mittelbaren Fürsten, Standes- und Minderherren besessen, die zwar zum Theil auch ihre eignen Regierungen und Justizkanzleien, aber keine landesherrl. Gewalt haben und der Aufsicht der k. Oberlandescollegien untergeordnet sind. — Die meisten Einw. sind Lutheraner und Katholiken. Doch ist auch andern gottesdienstlichen Parteien, Hussiten, Reformirten, griech. Christen, Herrnhutern, Schwenkfeldern und Juden die freie Uebung ihrer Religion gestattet. Die Katholiken stehen in Kirchensachen unter dem Bischof von Breslau, der zugleich Fürst von Neiße und als solcher, wegen der bestehenden Theilung dieses Fürstenthums, auch östreich. Unterthan ist. Die geistlichen Sachen der Lutheraner werden von den in jedem Regierungsbezirk bestehenden Kirchen- und Schulcommissionen, und in letzter Instanz von dem Consistorium zu Breslau besorgt. Zu Breslau, der Hauptst. von ganz Schlesien, ist eine Universität, womit 1811 die protest. Universität zu Frankfurt vereinigt worden ist, sodaß sie jetzt 2 theologische Facultäten, eine für die Protestanten und eine für die Katholiken, hat. Gymnasien und andre gelehrte Schulen sind zu

Breslau, Oels, Brieg, Glogau, Hirschberg, Jauer, Liegnitz (die Ritterakademie ist in eine Erziehungs- und Lehranstalt für die gebildeten Stände umgeschaffen), Schweidnitz, Görlitz, Lauban, Glatz, Oppeln, Leobschütz und Grüssau. Jüdische gelehrte Schulen sind zu Breslau und Glogau, und zu Niesky haben die Herrnhuter ein akademisches Collegium, das in Rücksicht der Theologie die Stelle der Universität vertritt. Ueberhaupt wird sowol auf dem Lande als in den Städten für den öffentlichen Unterricht auf das beste gesorgt; auch hat Schlesien, besonders in frühern Zeiten, vorzügliche Dichter und Gelehrte hervorgebracht. — Der König von Preußen hat aus seinem Schlesien jährlich 8 Mill. Thlr. Einkünfte. — Unter Oestreichisch-Schlesien versteht man denjenigen Theil, welcher im hubertsburger Frieden 1763 dem Hause Oestreich verblieb. Er grenzt an Preußisch-Schlesien, Galizien, Ungarn und Mähren; seine Bestandtheile sind oben genannt. Das Ganze ist seit 1784 in den troppauer und teschener Kreis eingetheilt, und zu Mähren, unter dem Gubernium zu Brünn, geschlagen. Auf 119 QM. enthält es 27 Städte, 4 Marktfl., 646 Dörf. und 350,000 Einw. Nach dem auf dem deutschen Bundestag übergebenen Etat hat das östreich. Schlesien 684,000 Einw., weil die galizischen Districte Zator und Auschwitz (zusammen ein Herzogth. von 87½ QM., 335,000 Einw.) als ehemalige böhmische Lehen mit zu Schlesien gerechnet werden. Das Land ist sehr gebirgig, denn im O. sind die Karpathen und im W. das mährische Gebirge, eine Abzweigung der Sudeten; das Klima ist jedoch gemäßigt, nur im Osten rauh und kalt. Der größere südliche Theil des teschener Kreises ist wegen s. steinigen Bodens wenig fruchtbar, mehr jedoch im troppauer Kreise, wo auch der Garten- und Obstbau blühender ist. Die Einw., welche durch mühsamere Bearbeitung und bessere Düngung den Ertrag ihrer Ackerfelder zu erhöhen suchen, treiben

außer dem Getreide-, Obst- und Gartenbau auch starken Flachsbau. Die Waldungen sind ansehnlich, besonders von Nadelholz. Die Rindvieh- und Pferdezucht könnte bedeutender sein, das Schlachtvieh zieht man aus Ungarn und Galizien. Schaf- und Bienenzucht sind nicht unwichtig. Es werden Eisen- und Steinkohlenbergwerke bearbeitet. Die Einw. sind theils deutscher, theils slawischer Abkunft und zeichnen sich durch Gewerbfleiß aus, indem sie besonders wichtige Tuch- und Wollenzeuchfabriken unterhalten und viel Leinwand verfertigen. Der Handel mit Landes- und Fabrikerzeugnissen, sowie der Commissions- und Transitohandel gewähren dem Lande viele Vortheile. Die herrschende Religion ist die katholische, aber die Protestanten haben auch öffentliche Religionsübung. Die politischen Angelegenheiten des Landes besorgt das Gubernium zu Brünn in Mähren. Gymnasien findet man zu Troppau, Teschen und Weißwasser. — In ältern Zeiten wurde dieses Land von den Lygiern und Quaden bewohnt, welche im 6. Jahrh. durch die Slawen verdrängt wurden, wodurch Schlesien an Polen kam. Der Name Schlesien entstand aus dem slawonischen Worte Zle, womit die Polen den Begriff des Worts Quade (böse) bezeichneten. Unter polnischer Herrschaft wurde auch polnische Sprache und Sitten, welche noch in mehreren Gegenden Schlesiens fortbestehen, und die christliche Religion eingeführt. Zur Befestigung der letztern ward 966 zu Schmoger ein Bisthum errichtet, welches endlich nach Breslau verlegt wurde. Als der polnische Regent Boleslaus III. s. Länder 1138 unter s. Söhne theilte, bekam der älteste, Wladislav oder Uladislaus, außer andern Landschaften auch Schlesien und den vornehmsten Antheil an der Regierung. Er wurde aber von s. Brüdern, denen er ihren Antheil nehmen wollte, aus Polen verjagt, und s. Bruder Boleslaus III., der sich seiner Länder bemächtigt hatte, trat mit Zustimmung s. Brüder Wladislavs II. Söhnen, nämlich

dem Boleslav, mit dem Zunamen der Hohe, oder Altus, Micislav und Konrad, Schlesien 1163 ab. Diese 3 Brüder, welche sich in das Land theilten, wurden die Stammväter der schlesischen Herzoge aus dem piastischen Geschlechte. Die zahlreichen Nachkommen dieser 3 Herzoge theilten sich wieder in ihre väterlichen Landesantheile; daher entstanden die vielen kleinen Fürstenthümer, aus denen Schlesien besteht; doch gab es, besonders in Oberschlesien, auch noch Fürsten Ottokarisch-Böhmischen Stammes, von einem natürlichen Sohne Königs Ottokar (st. 1278), namentlich die Herzoge zu Troppau, Jägerndorf und Ratibor. Johann, König von Böhmen, suchte das durch diese Theilungen, durch die Uneinigkeit seiner Regenten und durch andre Ursachen geschwächte Schlesien unter s. Scepter zu bringen, und von 1327 an trugen auch wirklich alle schlesische Herzoge (2 ausgenommen) ihm ihre Länder, mit Vorbehalt der ansehnlichsten fürstl. Hoheitsrechte, zu Lehen auf. Sein Sohn und Nachfolger, Kaiser Karl IV., erhielt durch s. Gemahlin, Anna, das Erbfolgerecht in den beiden noch übrigen Fürstenthümern Jauer und Schweidnitz und verleibte 1355 ganz Schlesien der Krone Böhmen ein. Die Könige von Polen leisteten 1335 und 1338, nachher wieder 1356 und 1372 auf Schlesien Verzicht. Unter der böhmischen Herrschaft breiteten sich hier Huß's, Luther's, Calvin's und Schwenkfeld's Lehren aus, und die Anhänger derselben erhielten zum Theil Freiheit zur Ausübung ihres Gottesdienstes. Das Ober- und Fürstenrecht (supremum tribunal principum atque ordinum), welches König Wladislaw 1498 den Herzogen und Ständen ertheilte, verband die Herzogthümer zwar näher mit einander, allein der Letztern Macht ward immer mehr geschwächt, sowie die Gewalt der Oberherren zunahm, und die piastischen Herzoge ausstarben, deren Lande theils der Krone Böhmen unmittelbar unterworfen, theils andern Fürsten, aber mit weit größern Ein-

schränkungen, zu Lehn gegeben wurden. Mit den polnischen Regenten verschwanden auch größtentheils polnische Sitten und Gebräuche; Alles ward auf deutschen Fuß gestellt, und Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften fingen an aufzublühen. Noch höher aber würde schon in frühern Zeiten der Flor des Landes gestiegen sein, wenn nicht die Protestanten während der östreich. Herrschaft so sehr gedrückt worden wären. Schlesien ward zwar, seit seiner Vereinigung mit Böhmen, zu Deutschland gerechnet, hat aber nie in unmittelbarer Verbindung mit dem deutschen Reiche gestanden und ist nie, wie die übrigen deutschen Staaten, ein Reichslehn gewesen. Besonders haben die Könige von Preußen dieses Land als ein völlig freies und unabhängiges Besitzthum angesehen und sich daher auch souveraine und oberste Herzoge von Schlesien genannt. Ueber die neuere Geschichte Schlesiens s. Friedrich Wilhelm (d. große Kurf.), Friedrich II., Friedrich Wilhelm II., Preußen, Teutsches Reich und Theresia (Maria).

Schlesische Dichter, s. Teutsche Poesie.

Schleswig, dänisches Herzogthum (163½ QM., 323,000 E., in 13 St., 14 Mfl., 1500 Dörf.), macht den südlichen Theil von Jütland aus. Es grenzt gegen Mitternacht an Nordjütland, gegen Mittag an das Herzogthum Holstein (von dem es durch die Eider und den kieler Kanal getrennt wird), gegen Abend an das deutsche Meer und gegen Morgen an den kleinen Belt. Das Land ist ganz eben und flach. Auf der Westküste liegen niedrige und fette Marschländer, die durch Dämme sorgfältig gegen das Eindringen der Meereswellen geschützt werden müssen, besonders gegen die Spring- oder Sturmfluten, die oft bis 13 Fuß hoch steigen. Durch die Mitte des Landes zieht sich eine sandige Heide mit Torfmooren abwechselnd hin. Die Ostküste ist nicht so niedrig als die Westküste, aber auch nicht minder fruchtbar und ergiebig. Berge sind gar nicht vorhanden, sondern

bloß Hügel und Anhöhen. Das Klima ist im Ganzen gemäßigt und gesund, nur an der Westküste feuchter und weniger gesund. Das Land ist reich an Getreide, von welchem jährlich an 150,000 Tonnen ausgeführt werden; an Rindvieh, womit nicht bloß gleichfalls ein großer Handel getrieben wird, sondern welches auch Butter und Käse zur Ausfuhr liefert; an Pferden, von denen jährlich über 3000 Stück nach dem Auslande hin verkauft werden. Auch wird mit Fischen ein bedeutender Handel getrieben. Aber an Bau- und Brennholz ist Mangel. Die Einw., welche sich zur lutherischen Kirche bekennen, sind theils vom deutschen, theils vom friesischen Volksstamme und reden meistens plattdeutsch; doch hört man auch hier und da dänisch. Sie ernähren sich hauptsächlich vom Ackerbau, Viehzucht und Fischerei. Fabriken sind nur in den größern Städten und von geringer Bedeutung, am beträchtlichsten die Spitzen- und Wollenstrumpffabriken. — Schleswig war von jeher ein Bestandtheil Dänemarks, und die Behauptung, daß es ein deutsches Reichslehn gewesen sei, ist nicht historisch erwiesen. Dagegen aber hat das Land fast immer den nachgeborenen dänischen Prinzen als Apanage gedient, und verschiedentlich zu Familienstreitigkeiten, insonderheit über die Frage, ob der Besitz desselben erblich oder persönlich sei, Anlaß gegeben. Erst seit 1720 ist Dänemark im unbestrittenen Besitze Schleswigs, doch sind die Ansprüche des Hauses Holstein erst durch den Vertrag von 1773 völlig ausgeglichen worden. Uebrigens steht das Land noch in gewisser Verbindung mit Holstein, wird mit demselben durch einen gemeinschaftlichen königl. Statthalter nach gleichen Gesetzen regiert, und die Streitigkeiten der Unterthanen beider Lande werden nach einerlei Rechten beurtheilt und geschlichtet. Die Hauptst. Schleswig liegt an der Schley, besteht aus der Altstadt, dem Lollfuß und dem Friedrichsberg und hat 1280 meist gut gebaute H. mit ungefähr 7000 Einw., ohne

das Militair. Das Rathhaus zeichnet sich aus. Auch ist der Dom sehenswerth. Unter mehreren milden Stiftungen sind das graue Kloster, das Waisenhaus und Arbeitshaus die vorzüglichsten; desgleichen eine Taubstummenanstalt. Auf dem Holm, zu dem man über eine Schiffbrücke kommt, ist das Johanniskloster, worin eine Priorin und 9 Stiftsfräulein wohnen. Von Fabriken befinden sich hier eine Fayence-, eine Segeltuch-, eine Strumpf- und eine Battistfabrik und eine Zuckersiederei. Die Schifffahrt ist, da die versandete Schleymündung durch einen Canal fahrbar gemacht worden, ziemlich lebhaft. Nahe bei der Stadt liegt das Schloß Gottorp, auf einer Insel des Meerbusens Schley, vormals die Residenz der Herzoge von Schleswig-Holstein, jetzt der Sitz des königl. Statthalters und der höchsten Behörden von Schleswig und Holstein.

Schleuse nennt man einen solchen Bau (von Holz, Erde oder Steinen), der bestimmt ist, das Wasser eines Sees, Flusses u. s. w. aufzuhalten und zu erhöhen, um es zu beliebiger Zeit fließen lassen zu können. So hat man Schleusen, wodurch das Wasser von Flüssen gehemmt und gesammelt wird, um es in größerer Fülle zum Betriebe der Mühlräder laufen zu lassen; andre Schleusen wieder dienen dazu, das Seewasser von dem niedrig gelegenen Lande zurückzuhalten, und das letztere, wenn es nöthig ist, unter Wasser zu setzen, wie z. B. die Schleusen in Flandern u. s. w. Wenn 2 schiffbare Ströme, von denen der eine höher als der andere liegt, zur Beförderung der Schifffahrt durch einen Canal mit einander in Verbindung gebracht sind, und ein Theil des höher liegenden Stromwassers in den niedrigern geleitet worden, oder wenn die Schifffahrt auf dem Strome durch eingebaute Mühlwehre unterbrochen wird, und letztere durch Canäle umgangen werden, so legt man darin Schleusen an, mittelst deren man an einem Punkte das Wasser des niedrigen Stroms dem hö-

hern gleich bringen kann. Dieses Gebäude nun besteht in einer von allen Seiten wohl verwahrten Kammer, die so weit ist, daß ein Schiff gemächlich hindurch kommen kann, und so lang, daß 2, auch wol 3 Schiffe auf einmal darin liegen können. Bei der Einfahrt sowol als der Ausfahrt, oder oberhalb und unterhalb des Canals, ist die Kammer mit Pforten oder Thorflügeln — bei kleinern Schleusen nur mit Stäben — versehen. Will nun ein Schiff stromab, oder aus dem höhern Strom in den niedrigern fahren, so werden die obern Thorflügel geöffnet, und die untern zugelassen; das Wasser in der Kammer wird nun durch das zuströmende anwachsen und sich so weit erhöhen, bis es sich mit dem höhern Stromspiegel in der Ebene befindet, wo dann das Schiff bequem hineinfahren kann. Nachher werden die obern Thorflügel geschlossen und die untern geöffnet, worauf das Wasser aus der Schleuse abfließt und bis auf den unterhalb befindlichen Stromspiegel fällt. Weil nun das Schiff zugleich mitgesunken, und hierdurch auf den öfters mehrere Ellen tiefer liegenden Strom gebracht worden ist, so kann es dann ohne Hinderniß die Fahrt weiter fortsetzen. Will im Gegentheile ein Schiff stromauf fahren, so läuft es in die Kammer der Schleuse ein; die untern Thorflügel werden geschlossen, die obern aber geöffnet. Das zuströmende Wasser steigt dann in der Kammer so lange, bis es die Höhe des höher liegenden Wasserspiegels erreicht hat; das Schiff wird zugleich mit gehoben, und kann ebenfalls den Canal weiter stromauf bis in den Hauptstrom fahren.

Schlez (Joh. Ferd.), seit 1800 Inspector und Oberprediger zu Schlitz, auch großherz. Kirchenrath, vorher Pfarrer zu Ippesheim in Franken, wo er am 27. Juni 1759 geb. ward, ein helldenkender, gemeinnütziger und beliebter Schriftsteller, dessen zahlreiche Schriften vorzüglich die Bildung des Volks, der Jugend und ihrer Lehrer bezwe-

cken. Als Volksschriftsteller suchte er nicht nur durch seine »Landwirthschaftspredigten« (1788) und durch s. »Vorlesungen gegen Irrthümer, Aberglauben, Fehler und Mißbräuche; in Betstunden dem Landvolke gehalten« (1786), sondern auch durch: »Fliegende Volksblätter, zur Verdrängung schädlicher und geschmackloser Volkslesereien« (1. Bd., 1797 und 1798) und deren Forts.: »Der Volksfreund« (1798—1800), sowie durch die unterhaltend und belehrend geschriebene »Geschichte des Dörfleins Traubenheim« (3. Aufl., 1817), den »Hessischen Hausfreund«; den »Rhein. Boten«; »Förster Oswald's Gespräche mit s. Hausfreunden« (1812) u. andere Schriften wahre Volksaufklärung zu befördern. Auch das schlitzische Gesangb. ward von ihm (1814, 3. Aufl.) herausgegeben, nachdem er schon früher (1797) in s. »Beiträgen zu einer gründlichen Verbesserung der protestant. Liturgie« auch über den religiösen Gesang seine Gedanken vorgetragen hatte. Die Jugend verdankt ihm, außer dem besonders für Franken bearbeiteten v. Rochow'schen» Kinderfreund« (3. A. 1795), nicht nur mehrere Lehrbücher: »Bilderfibel zur Beförderung der Lautmethode« (1810), »Abcschüler und Abcschule oder große Wandfibel« (1825), »Leitfaden zum ersten Unterricht in der christl. Religion« (1795) und »in der Naturgeschichte« (1797), »Briefmuster für das gemeine Leben, besonders für Bürgerschulen« (6. Aufl. 1820) und in dem »Denkfreunde« (6. Aufl., 1822), ein sehr zweckmäßiges Lehrbuch zum Unterrichte in gemeinnützigen Kenntnissen; sondern auch lehrreiche und unterhaltend Lesebücher: »Parabeln« (1822) und »Kinderdeclamationen« (1821) u. a. Schriften. Auch gab er 1806 mit Steinbeck eine neue »Jugendzeitung« heraus. Den Volkslehrern stellt sein »Gregorius Schlaghart und Lorenz Richard« (2 Thle., 3. A., 1813) sowol einen Lehrer, wie er nicht sein soll, als auch das Ideal eines guten Lehrers auf. »Lorenz Richard's Unterhaltungen

mit s. Schuljugend über Rochow's Kinderfreund« (1796 u. 1797) und »Handbuch für Volksschullehrer« (6 Bde., 1815—24) geben nicht nur praktische Anleitungen zur Unterrichtskunst, sondern auch den nothwendigen Lehrstoff. Außerdem lieferte Schlez mehrere Beiträge zu Muck's Homilien und kritischen Zeitschriften. Schl.'s Leben findet man in »Deutschlands jetzt lebenden Volksschriftstellern« (1. Heft, 1795).

Schlichtegroll (Adolf Heinrich Friedrich), königl. bair. Director und Generalsecretair der Akad. der Wissensch., ein als Bibliothekar, Numismatiker und Gelehrter überhaupt, wie als Mensch höchst ausgezeichneter Mann, geb. zu Waltershausen, im Herzogth. Gotha den 8. Dec. 1765. Sein Vater, daselbst Amtscommissarius, später Lehnsecretair und Hofrath in Gotha, und eine häuslich fromme Mutter erzogen ihn religiös und einfach. Seine classische Bildung verdankt Sch. dem Gymnasium zu Gotha. In Jena begann er 1783 nach dem Wunsche s. Vaters das Rechtsstudium; s. Neigung führte ihn aber zur Theologie, und vorzüglich zur Philologie. Döderlein, Griesbach, Schütz, Eichhorn und Hufeland wirkten am tiefsten auf s. wissenschaftliche Bildung ein. Später studirte er in Göttingen die Alterthumswissenschaften, wo er unter Heyne's Augen die kleine Schrift: »Ueber den Schild des Hercules« (Gotha 1788), verfaßte. Dann war er fast 14 J. bis 1801 Prof. an dem Gymnasium zu Gotha, wo er noch die Stellen eines Bibliothekars u. Aufsehers des Münzcabinets erhielt. Hierdurch kam er in nähere Verbindung mit dem Herz. Ernst II., der ihm außerdem e. Theil s. Privatgeschäfte u. a. Aufträge anvertraute. Mit glücklichem Eifer beförderte er vorzüglich die Münzkunde. Er stand mit den berühmtesten Numismatikern, sowie mit Heyne, Heeren u. A. im fleißigsten Briefwechsel. Die Wirksamkeit dieses vereinigten Strebens bezeugen die von Schl.

1804 herausgeg. (leider mit dem 1. Hefte des 2. Bds. unterbrochenen) »Annalen der Numismatik«, und s. »Dactyliotheca Stoschiana« (2 Bde., Nürnberg 1805). 1805 machte er eine Reise nach Genf und Paris, wo er mit mehrern Mitgliedern des Instituts näher bekannt wurde. Später besuchte er das kunstreiche Dresden. 1806, kurz vor der Schlacht bei Jena, trug ihm der Herzog August auf, das Münzcabinet und die vorzüglichsten Kleinodien des herzogl. Hauses zu flüchten. Er brachte Alles glücklich nach Altona und im folg. Jahre wohlbehalten nach Gotha zurück. Mit seinen alterthümlichen Forschungen verband Schl. biographische Arbeiten, die sein Herz, das für echte Menschenbildung rein und kräftig schlug, vorzüglich anzogen. Noch jetzt nennt man Schl.'s »Nekrolog merkwürdiger von 1790 — 1805 verst. Deutschen« (Gotha 1791 — 1806, 28 Bde.) mit Liebe und Achtung. Bald suchte das Ausland — Rußland, Berlin, Dresden und das nach höherer Entwickelung strebende Baiern — den kraftvoll vielthätigen Gelehrten sich anzueignen. Schl. zog den Ruf nach München vor, wo er im Mai 1807, unter dem Präsidenten F. H. Jacobi, Generalsecretair der kön. Akad. der Wissensch., später zugleich Director der Hofbibliothek wurde und nach Jacobi's Austritt die Leitung des Ganzen allein über sich hatte. Hier wirkte er mit dem reinsten Eifer für Wissenschaft und Kunst. Er brachte den Ankauf der Cousinery'schen Münzsammlung zu Stande. Er schrieb die Jahresberichte der Akademie, mehrere Reden und Abhandlungen. Insbesondere beschäftigte ihn der Reorganisationsentwurf der vom Unverstand vergeblich angefeindeten Akademie. Zugleich nahm er Theil an dem frankfurter Verein für ältere deutsche Geschichtskunde und begann mit dem ersten Hofbibliothekar Scherer eine periodische Schrift: »Teutoburg«, für die Fortbildung und Geschichte der deutschen Sprache; auch legte er ein »Archiv des heiligen Bundes« an. Beide Zeit-

schriften hatten keine lange Dauer. Dann sammelte er für die Geschichte der Lithographie u. gab das Turnirbuch des Herzogs Wilhelm IV. von Baiern heraus. Außerdem war er einer von den Stiftern des münchner polytechnischen Vereins u. Theilnehmer an Vorherr's Institut für die Verschönerung des Landbauwesens. Endlich suchte er in Nürnberg eine Buchhändlermesse zu errichten. Dabei führte er mit Gelehrten in und außer Deutschland den lebhaftesten Briefwechsel. Manches Feindselige mit Liebe vermittelnd und alles Gute, vor Allem Religion und Gesetz, redlich umfassend, drückte ihn bloß das Gefühl, so vielen Geschäften unterliegen zu müssen. Sein Körper unterlag, nicht sein Geist. Unter vielen Leiden ohne Klage, dabei bis zum letzten Tage thätig, starb Schl. am 4. Dec. 1822. Seine Gattin, Tochter des gothaischen Münzcabinetsdirectors Rousseau, hat ihm 3 Söhne, wovon 2 bereits in bair. Staatsdiensten stehen, und 2 Töchter geboren. Kajet. von Weiller (Nachfolger im Directorium der Akademie) schilderte Schl.'s Leben und Wirken am 28. März bei der Stiftungsfeier der Akad. der Wissensch. (München 1823). Vgl. Zschokke's »Ueberlieferungen«, Juli 1823, und Schmidt's »Neuen Nekrolog der Deutschen« (Ilmenau 1824, I.).

Schlieffen (Martin Ernst v.), geb. 1732 zu Pudenzig bei Gollnow in Pommern, trat früh in Kriegsdienste und kam 1749 nach Potsdam unter die königl. Garde. Mit unglaublichem Eifer u. ohne Lehrer erwarb er sich hier mannichfaltige Kenntnisse, doch eine gefährliche Krankheit u. eine unbegreifliche Laune Friedrichs entfernten ihn aus dem preuß. Dienst. Er wurde hierauf in Hessen angestellt, gelangte zu dem bedeutenden Posten eines Adjutanten des die alliirte Armee commandirenden Prinzen Ferdinand von Braunschweig und war am Ende des siebenjährigen Krieges Generalmajor. 1772 ernannte ihn Landgraf Friedrich II. zum Generallieutenant und Staats-

minister. Jetzt entstand bei ihm der erste Gedanke zur Stiftung eines freien und unabhängigen deutschen Fürstenbundes: ein Gedanke, der Friedrich II. mitgetheilt und von ihm lebhaft aufgefaßt wurde. 1789 trat Sch. als Generallieut. u. Gouverneur von Wesel in preuß. Dienste zurück, besaß in vorzüglichem Grade das Vertrauen Friedrich Wilhelms II. und wurde mit wichtigen Sendungen nach Holland und England beauftragt. Die Unruhen in den östreichischen Niederlanden gaben ihm viele und schwierige Geschäfte. 1792 nahm Schl. seine Entlassung und lebte seit dieser Zeit, ganz den Wissenschaften gewidmet, auf s. Gute Windhausen bei Kassel, wo er am 15. Sept. 1825 starb. 1780 gab er anonym heraus: »Nachricht von dem pommerschen Geschlecht der von Sliewin oder Schlieffen«; dieses Werk (2. Aufl. 1784) ist nicht nur ein Muster einer trefflichen Geschlechtsgeschichte, sondern die vorausgeschickte Abhandlung: »Von der Beschaffenheit des deutschen Adels in alten und mittlern Zeiten«, enthält in einer edeln, kräftigen Sprache geistvolle Resultate tiefer Forschungen und ausgebreiteter Belesenheit: es ist das Beste, was über die Geschichte des Adels geschrieben ist. — Auch hat der ehrwürdige Greis die Geschichte s. Lebens geschrieben; sollte das Manusc. derselben einst herausgegeben werden, so erhält die Literatur ein Werk, welches, nach v. Dohm's Urtheile, den besten Memoiren des Auslandes an die Seite gesetzt werden kann.

Schlippenbach (Ulrich Heinrich Gustav, Freih. v.), geb. 1774 den 18. Mai in Groß-Wormsahten in Kurland, studirte zu Königsberg die Rechte, ging im Frühlinge 1791 nach Leipzig u. legte dort, im geselligen Umgange mit ausgezeichneten Menschen, den Grund zu jener höhern Weltbildung, deren der wahre Dichter nie entbehren darf. Schon früh hatte sich das poetische Talent in ihm geäußert: die heitere Muße eines reichen Jugendlebens reifte den Keim

zur vollen Blüthe. Unterdessen rief die Pflicht des Bürgers ihn nach Kurland zurück. Er begann 1797 s. Geschäftsleben als Bevollmächtigter des ambothenschen Kirchspiels; 1799 ward er zum Landnotar und 1807 zum Landrath des piltenschen Kreises erwählt. Gleichzeitig übernahm er das Kanzleidirectoriat der Ritterschaftscomité und ging, bereits 1809 zum Mitglied der Reichs-Gesetzcommission ernannt, 1814 nach Petersburg als Adelsbevollmächtigter, um dem Kaiser Alexander die Glückwünsche der piltenschen Ritterschaft zum erkämpften Frieden darzubringen. In dems. J. ward er Mitglied der wegen Verbesserung des Zustandes der kurländischen Bauern niedergesetzten Commission, und von dieser zum Redacteur ihrer Arbeiten erwählt. Für den bei diesem Geschäfte bewiesenen Eifer belehnte ihn der Kaiser 1815 mit dem Kronengute Kannenecken auf 12 Jahre. Mehrmals von s. Kreise abgeordnet, um die Rechte desselben bei den Landtagen zu vertreten, oder um hohen Reisenden aufzuwarten, hatte er Gelegenheit, dem Monarchen persönlich bekannt zu werden, der ihn 1818, nach Aufhebung des piltenschen Landrathcollegiums, mit Beibehaltung des landräthlichen Prädicats, Excellenz, als Oberhofgerichtsrath nach Mitau versetzte. In dems. J. wurde er Mitglied der neu errichteten Provinzial-Gesetzcomité, Correspondent derselben für Lief- und Esthland; 1820 Curator der fürstl. Sacken'schen Familienstiftungen; 1822 Präsident der Provinzial-Gesetzcommission. Schon früher hatte der Monarch Schlippenbach's Verdienste um die Beschreibung der Herzogthümer Kurland und Semgallen durch das Geschenk eines Brillantringes anerkannt; 1821 verlieh er ihm den St.-Annenorden 2. Classe. Außerdem ist Hr. v. Schlippenbach seit 1806 Malteserritter u. als Familienvater Inhaber der zum Gedächtniß des glorreichen Siegesjahres 1812 gestifteten Adelsmedaille: Ein bleibenderes Denkmal aber hat er sich durch die Gründung der »Ku-

rischen Gesellschaft »für Literatur und Kunst« 1816 errichtet, deren Stifter und erstes Mitglied er war. — Weit entfernt, s. amtlichen Geschäfte dem Dichterberufe nachzusetzen, beschränkten vielmehr jene die Erzeugnisse seiner Muse. Das Publicum kennt ihren poetischen Werth. Hr. v. Schl. besitzt noch das seltene Talent des musikalisch-lyrischen Improvisirens. Seine schönsten Gedichte befinden sich zum Theil unter diesen vergänglichen Schöpfungen des Augenblicks; sie haben ganz den Zauber jener reichen, fast üppigen Phantasie, welche in den übrigen Erzeugnissen des Dichters mitunter an das Flüchtige, Regellose streift. Wie zeichnen unter den gedruckten Gedichten aus: »Die Wolken«, »Die Geburt der Liebe« und die »Epigramme«. — Hr. v. Schl. gab von 1806—9 die »Curonia und Wega« heraus. Außerdem sind von ihm erschienen: »Ikonologie des heutigen Zeitalters« (Riga 1807); »Malerische Wanderungen durch Kurland« (Riga 1809); »Gedichte« (Mitau 1812); »Beiträge zur Geschichte des Krieges«, 4 Hefte (Mitau 1813); »Lebensblüthen« (2 Bände, Hamburg 1816), und »Erinnerungen von einer Reise nach St.-Petersburg im J. 1814« (2 Bde., 1818). Schl. starb den 20. März 1826 zu Mitau.

Schlickenthaler heißen die Thaler, welche die Grafen von Schlick in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. in dem Bergwerke zu Joachimsthal schlagen ließen.

Schlittschuhfahren (richtiger als Schrittschuhfahren), weil man mit diesen Schuhen nicht Schritte macht, sondern wie auf Schlittenkufen fortgleitet. Klopstock schrieb Schrittschuh, von schreiten. Dieser Art des Eislaufes ward schon vor 800 Jahren in der »Edda« gedacht, in dem Bilde von dem Gotte Uller, »den Schönheit, Pfeil und Schlittschuhe vor den übrigen auszeichnen«. Jetzt veranlaßt diese gymnastische Kunst des Nordens an mehreren Orten Volks

feste, nicht allein in Holland, sondern selbst in London, Paris, Berlin und Wien; doch ist sie noch nicht zur schönen Kunst ausgebildet.

Schlitze (Bkst.), bei den Triglyphen die Vertiefungen, deren jedesmal zwei ganze und so viel halbe daran sich befinden.

Schlosser (Johann Georg), geb. 1739 zu Frankfurt am M., studirte zu Gießen, nachher zu Altorf die Rechtswissenschaften und erhielt an letzterm Orte die Doctorwürde. Darauf ging er in die Dienste des Herzogs Friedrich v. Würtemberg nach Mömpelgard, von da nach Karlsruhe und wurde 1790 wirklicher Geh.-Rath und Director des Hofgerichts. 1794 foderte er aus Gerechtigkeitsliebe seinen Abschied, weil ein Gesetz, welches er zu Gunsten armer Bürger gemacht hatte, nicht gelten sollte. Wegen des Revolutionskrieges begab er sich 1796 nach Eutin. 1798 wählte ihn s. Vaterstadt Frankfurt zu ihrem Syndicus, wo er sich aufs neue als einen vielfach thätigen und nützlichen Geschäftsmann zeigte, aber schon 1799 im im 61. J. starb. Schl. war ein feuriger Denker und Wahrheitsforscher, der für Gott, Recht und Tugend eifrig schrieb und handelte. Sein »Seuthes, oder der Monarch« und andre Schriften über Gegenstände des Staats- und bürgerlichen Rechts zeugen von hellem Kopfe und warmem Eifer für Wahrheit und Recht. Er liebte und studirte die Alten fleißig und hat den Longin »Vom Erhabenen« und Mehreres aus dem Aeschylus, Plato, Aristoteles, Thucydides u. s. w. übersetzt.

Schlosser (Friedrich Christoph), Professor der Geschichte zu Heidelberg, seit 1824 Geh. Hofrath, geb. zu Jever den 17. Novbr. 1776, vaterlos schon vor dem 6. J., von 12 Kindern das jüngste. Er besuchte die dortige gelehrte Schule und ging Ostern 1793 nach Göttingen, um Theologie zu studiren. Dann wurde er Candidat im Waldeckschen, wo er, besonders zu Arolsen, sich in einem trefflichen

Familienkreise gesellig ausbildete. 1796 kehrte er nach Jever zurück. Er übernahm die Erziehung der Kinder des Grafen v. Bentink in Varel, wo er die höhere Welt beobachten lernte und für sich Philosophie aus Plato und Kant studirte; dabei setzte er das Studium der Reisebeschreibung fort. 1798 gab Schl. dieses Verhältniß auf, um in s. Vaterlande ein Pfarramt zu erlangen, u. versah einstweilen die Stelle eines Predigers auf dem Lande. Als nach 6 Monaten kein Amt sich zeigte, wollte er s. Glück in Rußland suchen. Allein der russische Gesandte in Hamburg (damals in Altona) verweigerte ihm den Paß; er nahm daher in Othmarschen bei Altona eine kleine Hauslehrerstelle an, in welcher er Kant, Fichte, Schelling, den Thucydides, den Euripides und die Metrik zu studiren Muße fand. 1800 erhielt er eine Hauslehrerstelle bei einem reichen Kaufmanne in Frankfurt a. Main. Hier setzte er s. classischen und historischen Studien fort, las den Aristoteles und die Scholastiker, beschäftigte sich viel mit Chemie und Botanik, benutzte die Stadtbibliothek zur Abfassung eines aus den Quellen unmittelbar geschöpften »Leitfadens der Geschichte« u. hatte vielfache Gelegenheit, in den Kriegsjahren das Getreibe der Weltbegebenheiten anschaulich kennen zu lernen, sowie durch den vertrauten Umgang mit interessanten Menschen sein todtes Wissen zu beleben. Er gab jetzt (1806) den Gedanken an ein Pfarramt auf und wollte sich durch eine Uebersetzung und Erläuterung der entstellten Schrift des Aristoteles »De plantis« in die Gelehrtenrepublik einführen. Gurlitt und Schneider riethen zur Herausgabe; allein sie genügte ihm nicht. Nun arbeitete er die Schrift »Abälard und Dulcin« aus (Gotha 1807); hierauf »Das Leben Bezas und Peter Martyr« (Heidelberg 1809), wozu ihm Löffler aus der herzogl. Bibliothek zu Gotha die handschriftlichen Briefe der schweizer und franz. Reformatoren mittheilte. Unterdessen war er Ostern 1808 als Conrector an

die Schule zu Jever berufen worden. Dieses Amt unterbrach seine historischen Studien. Er legte es daher nieder und ging 1809 nach Frankfurt zurück. Hier übernahm er einige Lehrstunden am Gymnasium, entwarf s. »Geschichte der bilderstürmenden Kaiser des oströmischen Reichs« (Frankfurt a. M. 1812), studirte zugleich die Geschichte und Literatur des 18. Jahrh. und schrieb Recensionen für die »Jen. Literat.-Zeit.« (z. B. von Neander's »Julian«) und für die »Heidelb. Jahrb.« (z. B. von Grimm's »Correspondance«, und seitdem mehrere andere von bleibendem Werthe). Mit außerordentlichem Fleiße las er alle Schriften, die ihn in das Innere der Welt u. Zeit einführen konnten. Dabei setzte er den Unterricht in der Familie s. Freundes fort, dessen älteste Kinder er früher (seit 1800) erzogen hatte. Der edle Dalberg ernannte ihn 1812 zum Prof. der Geschichte und der Geschichte der Philosophie bei dem neuerrichteten Lyceum in Frankfurt; er lehnte daher einen Ruf nach Heidelberg an Neander's Stelle ab. Für s. Vorlesungen gab er jetzt den 1. und 2. Theil s. »Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung« heraus, ein aus dem Schacht der Beweise selbst zu Tage gefördertes Werk, das, obwol in seiner Form — was die ersten beiden Theile betrifft — minder anziehend, dennoch durch seinen Inhalt gründlich belehrt. Des 3. Bds. 2. Thl., 2. Abtheil., geht bis auf die Zeiten der Entstehung des Schweizerbundes (Frankf. a. M. 1815 — 1824). Eine 2. Aufl. der ersten Theile wird erwartet. Seitdem erschien der erste Band von s. »Universalhistor. Uebersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Cultur« in 3 Abtheil. (Frankf. a. Main 1826 fg). Nach der Auflösung des Fürst-Primatischen Staats, 1814, ging das Lyceum ein. Senat und Bürgerschaft ernannten nun Schl. zum Stadtbibliothekär; diese Stelle begünstigte s. Quellenstudium, und der mit der alten und im Mittelpunkte des europäisch-deutschen

Weltverkehrs auch mit der neuen Zeit innig vertraut gewordene Mann erhielt dadurch die rechte Weihe zu einem Priester der Geschichte. Schl. wurde 1817 in Heidelberg Wilken's Nachfolger. Vor Kurzem hat er die außerdem noch von ihm geführte Bibliothekdirection niedergelegt. Zur lebendigen Ausführung s. Skizze der Geschichte des 18. Jahrh. und der franz. Revolution machte er auf eigene Kosten 1822 eine Reise nach Paris, wo er die bereitwilligste literarische Aufnahme fand und zugleich die Handschriften der Bibliothek für die neueste Theile s. Weltgeschichte benutzte. Jene schon in der Handschrift von Alex. v. Humboldt seines Beifalls gewürdigte »Geschichte des 18. Jahrh. in gedrängter Uebersicht, mit steter Beziehung auf die völlige Veränderung der Denk- und Regierungsweise am Ende desselben« (2 Thle. Heidelb. 1823) ward ins Franz. übers. (Paris 1825).

Schlözer (August Ludwig v.), gründlicher und umfassender Geschichtsforscher, geb. 1737 zu Jagstadt an der Jart im Hohenlohe-Kirchbergischen, ging 1751 nach Wittenberg, um dort Theologie zu studiren. Hier ergriff ihn der Wunsch, den er fast sein ganzes Leben hindurch feurig verfolgt und dennoch nicht erreicht hat, den Orient zu bereisen, und veranlaßte ihn zum gründlichsten Studium der orientalischen Sprachen. Ein vortheilhaft scheinender Vorschlag führte ihn als Hauslehrer nach Schweden, wo er viertehalb Jahre theils zu Stockholm, theils zu Upsala verlebte und 1758 seinen »Versuch einer Handelsgeschichte« in schwedischer Sprache herausgab. Aber stets s. Reiseplan im Auge behaltend, kehrte er 1759 nach Göttingen zurück. Neben den orientalischen Sprachen, besonders der arabischen, legte er sich mit vielem Eifer, vorzüglich unter der Anweisung des Geburtshelfers Röderer, auf die Medicin, die er für nothwendig zum Gelingen seines Planes hielt. Der berühmte russische Reichshistoriograph Müller ließ ihm den Vorschlag machen, als Hauslehrer und

literarischer Gehülfe in seine Dienste zu treten, mit der Aussicht auf eine künftige Anstellung in der petersburger Akademie. Schl., in der Hoffnung, s. Reiseplan dadurch zu fördern, begab sich 1761 nach Petersburg. Die Abenteuer s. Reise und s. dortigen Aufenthalts hat er sehr anziehend in dem ersten Bruchstück s. Selbstbiographie beschrieben. S. erstes Geschäft in Rußland war die Erlernung der Sprache, mit deren Hülfe er sodann an das Studium der altrussischen Jahrbücher ging. Allein eben dadurch reizte er Müller's Eifersucht, der überdies weder für s. Reiseplan noch für s. Anstellung großen Eifer zeigte. Schl., der s. Aussichten so unangenehm gestört sei, fuhr indeß fort, die mittlere russische Geschichte aus den Chroniken und sonstigen Nationalschriftstellern zu bearbeiten, ward 1762 Adjunct bei der Akademie und Lehrer an der Rasumowsky'schen Erziehungsanstalt und trennte sich von Müller, der jetzt sein entschiedener Gegner ward. In dieser Lage war ihm 1764 die Ernennung als Prof. zu Göttingen wenngleich für jetzt noch ohne Gehalt, die er auf Michaelis's Betrieb erhielt, sehr willkommen. Allein Müller wirkte ihm entgegen und brachte es dahin, daß der Senat förmlich befahl, Schlözer's Abreise aus dem Reiche aufzuhalten und ihm s. historischen Sammlungen abzufodern. Das Letztere geschah zwar nicht, indessen mußte er doch bleiben. Nach manchen Verhandlungen bewilligte ihm endlich die Regierung 1765 s. früher gemachten Foderungen und ernannte ihn zum Prof. bei der Akademie mit 860 Rubel Gehalt, wobei alte russ. Geschichte ihm zur Hauptbeschäftigung angewiesen ward. Auch bekam er dreimonatlichen Urlaub zu einer Reise nach Deutschland, die er sogleich antrat. Nach s. Rückkehr blieb er noch 2 Jahre in Petersburg, dann kehrte er 1767 aufs neue mit Urlaub nach Göttingen zurück, wo er zum ordentl. Prof. der Politik ernannt wurde. — Mit dieser Anstellung beginnt s. glänzende gemeinnützige Thätigkeit, die

sich über einen weiten Wirkungskreis verbreitete. Die vorzüglichste Ausbeute seiner historischen Forschungen waren s. »Allgem. nordische Geschichte« (zuerst 1772) und s. »Nestor«, den er bis zum J. 980 übersetzte (1802—9). Mit nicht minderm Eifer bearbeitete er die Statistik. Wiewol er darin nur zu große Vorliebe für das Tabellenwesen zeigte, so gebührt ihm doch der Ruhm, zuerst ihren Begriff u. Umfang genauer bestimmt und eine vollständige Theorie derselben entworfen zu haben. Nächstdem verdankte ihm die Universalgeschichte neues Licht und Leben; dies beweisen s. »Weltgeschichte im Auszuge und Zusammenhange« (1792), sowie eine Vorbereitung zur Weltgeschichte für Kinder. Noch nicht zufrieden mit diesen Leistungen, umfaßte sein Streben die gesammte Staatswissenschaft, die er nach ihren Haupttheilen in kurzen Abrissen auszuarbeiten sich vornahm; leider erschienen davon nur 2 Hefte. Einen besondern Einfluß auf Deutschland erhielt er als politischer Schriftsteller durch seinen »Briefwechsel« (1776—82) und s. »Staatsanzeigen« (1782—93), deren Hauptzweck war, ohne Furcht und Scheu Mißbräuche und Mängel zu rügen. Seine Ansichten sind nicht ohne Paradoxie, sowie s. Darstellung zwar interessant, aber derb ist und häufig dem guten Geschmacke trotzt. Als akademischer Lehrer hielt er mit großem Beifall und vor einem zahlreichen Auditorium, hauptsächlich über allgemeine Weltgeschichte und Statistik, über europäische Staatengeschichte, allgemeines Staatsrecht, Politik und nordische Geschichte Vorträge; auch las er ein Reise- und ein Zeitungscollegium. Nachdem er sich mit seinem 70. Jahre von allen Geschäften zurückgezogen hatte, verlebte er die letzten 5 Jahre nicht ohne tiefen Kummer über die traurige Lage, in der er s. Vaterland sehen mußte, und starb 1809 als Geh. Justizrath und Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften, auch seit 1804 vom Kaiser Alexander geadelt und mit dem Wladimiroden 4. Classe be-

schenkt. — Auch seine Tochter 2) Dorothea, verehel. Rodde zu Lübeck, verdient eine rühmliche Erwähnung. Sie wußte die gründlichen Kenntnisse eines Gelehrten mit aller Liebenswürdigkeit ihres Geschlechts zu vereinen, bearbeitete, um ihrem Vater Freude zu machen, z. B. die russische Münzgeschichte in den trockensten Reductionen und Münzberechnungen, erhielt 1787 die Doctorwürde und trat mit ihrer Verheirathung anspruchlos in den reinen Kreis der weiblichen Wirksamkeit zurück. Sie starb auf der Rückreise aus dem südlichen Frankreich zu Avignon den 12. Juli 1825, 55 Jahr alt. — Ihr Bruder, 3) Christian v. Schlözer, Prof. der polit. Oekon. und der Diplomatik an der Universität zu Moskau, Hofrath und Ritter des St.-Annen-Ordens, hat sich durch s. »Staatswirthschaft« (russ. u. deutsch, Halle 1804—6) und durch kleine Schriften über die Statistik in latein. u. franz. Sprache 1822 fg. bekannt gemacht.

Schluß, logischer Schluß, entsteht, wenn mehrere Urtheile in ein inneres Verhältniß zu einander gestellt werden, sodaß eins als Folge aus dem andern als dem Grunde abgeleitet wird. Man unterscheidet Wahrscheinlichkeitsschlüsse, dergleichen Induction und Analogie sind, in welchen das Allgemeine aus dem Besondern gefolgert wird, und Nothwendigkeitsschlüsse oder eigentlich logische Schlüsse, in welchen sich das Besondere aus dem Allgemeinen ergibt. Das einfachste logische Verhältniß zwischen Urtheilen findet nur statt, wenn eins derselben unmittelbar als Folge aus dem andern abgeleitet wird, sodaß also der ganze Schluß ein zweisätziger ist, d. h. nur aus einer Prämisse (so nennt man einen begründenden Satz im Schlusse) und dem Schlußsatze (conclusio) besteht. Einen solchen Schluß nannte man sonst auch fälschlich einen Verstandesschluß — aber der Verstand ist überhaupt das Vermögen des Denkens, folglich auch des Schließens —, richtiger eine unmittelbare Folge-

rung (consequentia immediata). Die unmittelbaren Schlüsse beruhen lediglich auf der Verwandtschaft zweier Urtheile in Hinsicht ihrer logischen Form, zu deren Einsicht es keines vermittelnden bedarf. Weil man sonst aber gewohnt war, den Schluß, in welchem die Abfolge eines Urtheils aus dem andern durch ein drittes, beiden verwandtes, lag, als das vollständigere anzusehen, so meinte man, der unmittelbare sei ein verkürzter, und folglich etwas, vielleicht die Regel des Schlusses selbst, hinweggelassen. Beide aber verhalten sich wie unmittelbarer und mittelbarer logischer Zusammenhang. Ueber den mittelbaren Schluß s. Syllogismus. Die Schlüsse sind ferner förmliche und nicht förmliche, einfache oder zusammengesetzte. Letztere nennt man Schlußreihen oder Polysyllogismen: sie sind wieder vollständiger, offenbar zusammengesetzte, wenn die Sätze alle ausgesprochen sind, oder versteckt zusammengesetzte, wenn Sätze zu suppliren sind; diese nennt man auch Schlußketten, Kettenschlüsse (Soriten).

Schluß, Tonschluß, s. Cadenz.

Schlüssel (lat. clavis) heißt in der Musik das Zeichen, das auf eine der fünf Linien des Notensystems gleich zu Anfange gesetzt wird, um zu bestimmen in welche Reihe der Töne, ob der tiefen oder hohen, die Noten gehören. Die Note nun, welche gerade auf die Linie zu stehen kommt, die den Schlüssel durchschneidet, deutet den Ton an, dessen Namen der Schlüssel führt. Heut z. T. gibt es deren hauptsächlich drei: nämlich 1) den *F*- oder Baßschlüssel, wo die Note auf der Linie, welche dieser Schlüssel durchschneidet (der zweiten von oben herab), den Ton F andeutet; 2) den *C*- oder Discantschlüssel, durch welchen die unterste Linie geht, den Ton C andeutet; 3) der *G*- oder Violinschlüssel, wo die den Punkt durchschneidende Linie den Ton G angibt.

Schlüsselader (Anat.), die beiden Aeste der Hohlader

welche unter den Schlüsselbeinen weg nach den Armen zu gehen. — Schlüsselbein (lat. claviculae) zwei Beine, in Gestalt eines langen lat. S, die wie ein kleiner Finger dick und einen halben Fuß lang, unter dem Halse auf der obersten Brust liegen. — Schlüsselgeld heißt das willkürliche Geschenk, das der Käufer eines Hauses der Gattin oder Tochter des Verkäufers, gleichsam für Uebergabe und Abtretung der Schlüssel des Hauses, gibt.

Schlußfall, s. Cadenz.

Schlußsatz, s. Finale.

Schlüter (Angelika, geb. Romberg), Bernhard's u. Anton's Schwester, Gattin des Consistorialraths u. Prof. J. C. S., berühmte Sopranistin bei der Domkapelle, wie auch Conzertsängerin und Claviervirtuosin zu Münster, geb. 1779 daselbst.

Schmack, s. Sumach.

Schmacke, ein mittleres Kauffahrteischiff. Es ist unten platt und vorn und hinten sehr voll gebaut, u. hat an den Seiten Schwerter (d. i. stark mit Eisen beschlagene Planken, fast in Gestalt einer Schuhsohle, die am Schiffe ungefähr wie die Floßfedern am Fische angebracht sind, um dessen zu vieles Abtreiben und auf die Seite legen zu verhindern). Der erste Mast ist ein Gabelmast (der einen nach hintenzu laufenden Stock [Gabelbaum] hat, an welchem das Segel befestigt ist); der Besanmast (hintere) ist viel kleiner und steht ganz hinten auf dem Heck. Die Schmacke hat außer der Kajüte noch auf dem Verdeck einen zur Küche ꝛc. dienenden Hof. Das Takelwerk hat mit dem der Kufen und Galioten Aehnlichkeit. In Holland, auf der Elbe und auf der Weser sind sie vorzüglich gebräuchlich.

Schmähschrift, s. Pasquill.

Schmalkaldischer Bund heißt die Vereinigung, welche im März 1531 von 9 protestant. Fürsten und Grafen u. 11 Reichs-

städten zur gemeinschaftlichen Vertheidigung ihres Glaubens und ihrer polit. Selbstständigkeit gegen Kaiser Karl V. und die kathol. Stände zu Schmalkalden im Hennebergischen, vorläufig auf 6 Jahre, geschlossen und auf den Conventen zu Frankfurt, im Julius und Dec. desselben Jahres, mit der Bestimmung bestätigt wurde, daß der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf Philipp von Hessen die gemeinschaftlichen Angelegenheiten als Häupter des Bundes leiten sollten. Er wurde, da der seichte nürnberger Religionsfriede seine Erhaltung nicht unnütz machen konnte, auf einem Convent zu Schmalkalden 1535 durch den Zutritt neuer Glieder, durch die Verlängerung auf 10 Jahr und durch den Beschluß, ein stehendes Bundesheer von 12,000 Mann zu unterhalten, sehr verstärkt und erhielt auf dem Convent 1537 ein neues Band der Vereinigung durch die von Luther abgefaßten Verwahrungsartikel, welche von den zu Schmalkalden anwesenden Theologen unterschrieben wurden und u. d. N. der schmalkaldischen Artikel bekannt sind. Ihre erste Bestimmung, auf dem vom Papste angekündigten Concilio in Mantua zur Darstellung des evang. Glaubens zu dienen, konnten sie zwar nicht erreichen, da dieses Concilium nicht zu Stande kam, doch sind sie als völlig übereinstimmend mit der augsburgischen Confession unter die symbolischen Bücher der evangelisch-lutherischen Kirche aufgenommen worden und durch ihren derben Ton in Bestreitung der papistischen Lehren und Mißbräuche ein Beweis der Erbitterung und rücksichtslosen Heftigkeit, von welcher Luther und seine Partei damals beseelt war. Seit dieser Zeit nahm der schmalkaldische Bund immer mehr eine feindliche Stellung gegen die Katholischen an. Die volle Hälfte der Kräfte Deutschlands war damals auf seiner Seite; ganz Sachsen, da das Meißnische nach Georgs Tode an den gut lutherischen Herzog Heinrich von Freiberg fiel, Hessen, Würtemberg, Lüneburg, Dänemark, Pommern, Brandenburg,

die anhaltischen und mansfeldischen Lande in Vereinigung mit den oberdeutschen, schwäbischen, fränkischen, rheinischen, westphälischen und niedersächs. Städten, die fast alle dem Bunde zugethan waren, boten eine Macht dar, gegen die sich weder die 1538 geschlossene heilige Ligue der kathol. Fürsten, noch der durch die Türken und wiederholte Kriege mit Frankreich beschäftigte Kaiser stark genug fühlte. Daher blieb der kühne Schritt, den der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen und der Landgraf Philipp 1542 auf einem Feldzuge zu Gunsten der Städte Goslar und Braunschweig, durch Vertreibung Herzog Heinrichs d. J. von Braunschweig (welcher das eifrigste Mitglied der Ligue war) und durch völlige Besitznahme seiner Lande wagten, vor der Hand ungestraft. Der Kaiser wendete jedes Mittel der List an, die Protestanten durch Unterhandlungen friedlich hinzuhalten, und diese würden gerade jetzt durch einen offenen, gemeinsamen Angriff des Kaisers Alles erlangt haben, was sie wünschten, wenn nicht die Uneinigkeit unter ihnen selbst, die Verlegenheit Philipps wegen seiner Doppelehe, und Johann Friedrichs grillenhafter Eigensinn ihre Thatkraft gelähmt hätte. Sie sahen der Unentschlossenheit und Demüthigung des ihnen geneigten Herzogs von Kleve und dem geringen Erfolge der Reformation des von ihnen verlassenen Kurfürsten von Köln unthätig zu; sie lehnten aus fürstl. Stolz den Beitritt tapferer und vielgeltender Reichsritter zu ihrem Bunde ab; sie setzten auf die wiederholt angebotene und wieder hinausgeschobene Unterstützung des Königs von Frankreich, der freilich weit entfernt, den Protestantismus beschützen zu wollen, ihren Bund nur als Gegengewicht gegen den Kaiser zu brauchen gedachte, bald zu viel, bald zu wenig Vertrauen und verwilligten dem römischen Könige die Türkenhülfe zu einer Zeit, wo dieser selbst ihr ärgster Feind zu werden drohte. Indeß war ihre Macht, als der Krieg endlich im Juli 1546 von dem Heere der oberländischen

Städte unter Schärtlin und von den beiden Bundeshäuptern in Schwaben begonnen wurde, groß genug, um den wenig gerüsteten Kaiser in Verlegenheit zu setzen. Schärtlin rückte glücklich an der Donau vor, um dem aus Italien heranrückenden kaiserl. Heere den Paß zu versperren. Doch die traurige Eifersucht des Kurfürsten Johann Friedrich und des Landgrafen Philipp lähmte auch diesen großen Feldherrn. Dazu kam, daß nach der den 20. Juli gegen beide Bundeshäupter erlassenen kaiserlichen Achtserklärung Moritz von Sachsen die Kurlande als Vollstrecker der Acht in Besitz nahm, wodurch der Kurfürst zum Rückzuge genöthigt wurde. Nun eroberte zwar Johann Friedrich sein Kurfürstenthum noch im Herbste 1546 wieder, allein während des Winters rückte Karl V. nebst seinem Bruder Ferdinand mit einem schlagfertigen Heere, das ihm schon sämmtliche oberdeutsche Bundesglieder unterworfen hatte, durch Franken vor, bald standen Johann Friedrich und Philipp in der Nähe der Gefahr allein und von den übrigen Bundesgliedern verlassen, und die unglückliche Niederlage bei Mühlberg, d. 24. April 1547, brachte sie beide in des Kaisers Gewalt. Dieser traurige Erfolg, an dem Verrätherei und Schwäche gleichen Antheil haben mochten, beendigte den schmalkaldischen Krieg und löste den ohnehin zerstreuten Bund völlig auf. Der Zweck des Bundes aber, die Sicherstellung der Religionsfreiheit, für welche die Protestanten gekämpft hatten, wurde durch den kühnen Streich des Kurfürsten Moritz erreicht, der 1552 den passauer Vertrag zur Folge hatte.

Schmalte oder Smalte ist eine blaue Farbe, die in verschiedenen Künsten häufig gebraucht wird. Man erhält sie aus calcinirtem Kobalt und Sand, die zusammengeschmelzt ein blaues Glas geben, welches wiederum zu einem feinen Pulver zermahlen wird. Man färbt damit Krystall- und Schmelzgläser, bemalt damit das echte

Porzellan, die Fayence- und Töpferwaaren. Auch bedienen sich die Maler derselben zu Pastell-, Wasser-, Wachs- und Oelfarben. Da man zum Behufe der Porzellanmalerei eines reinern Kobaltoxydes bedarf, als die Schmalte gewöhnlich enthält, so kann man einen Theil Schmalte mit 8 Theilen Kali schmelzen und das Kieselöl in Wasser auflösen, worin das Kobaltoxyd zu Boden fällt. Der erste Gebrauch des Zaffer zur Färbung des Glases fällt in die letzte Hälfte des 15. Jahrh. Die geringste Sorte gebrauchen die Wäscherinnen als Zusatz zur gewöhnlichen Stärke, um dadurch die Weiße der Wäsche zu erhöhen. Anstalten, wo Schmalte verfertigt wird, heißen Blaufarbenwerke.

Schmalz (Theodor Anton Heinrich), Dr., königl. preuß. Geh. Justizrath und Prof. der Rechte auf der berliner Universität, ist geb. zu Hannover 1759, studirte zu Göttingen und Rinteln, erlangte hier 1786 die juristische Doctorwürde und 1787 eine außerordentliche Professur. 1789 erhielt er einen Ruf nach Königsberg. Als Schriftsteller war er 1783 durch s. »Denkwürdigkeiten des Grafen Wilhelm zu Schaumburg-Lippe« aufgetreten. Später zeigte er sich im ganzen Gebiete der Staatswissenschaften und Staatswirthschaft und der Rechtslehre als ein geist- und kenntnißreicher und sehr fruchtbarer Schriftsteller. 1815 erregte er durch die kleine polit. Schrift: »Berichtigung einer Stelle in der Venturini'schen Chronik,« in der preuß. Monarchie, wie überhaupt in Deutschland, eine große Bewegung, da es schien, als ob Schm. die Begeisterung des deutschen Volks 1812 bis 1815 herabsetzen wolle, von der Fortdauer geheimer und gefährlicher Vereine die Rede war und allerhand Same der Zwietracht ausgesäet schien. Niebuhr, Schleiermacher, Koppe, Ludwig, Wieland, Fr. Förster, Fr. Rühs, Krug, L. Lüders u. A. traten gegen ihn auf, und es wurde dieser Streit mit einer solchen Erbitterung geführt, daß

der König von Preußen endlich befahl, es solle darüber weder für noch gegen weiter etwas gedruckt werden. In diesem Cabinetsschreiben wurden zugleich die Verdienste des von ihm früher bestätigt gewesenen Tugendbundes in den Tagen und Jahren der Gefahr des Vaterlandes anerkannt. In neuerer Zeit ist Geh. Justizrath Schm. als Verf. einer kleinen Schrift über Ständeversammlungen (Berlin, bei Rücker) genannt worden, die ebenfalls mancherlei Gegenschriften und Kritiken veranlaßt hat. Sein »Handbuch des deutschen Staatsrechts« (Berlin 1825, 2 Bde.) umfaßt außer dem Bundesstaatsrechte auch das allgemeine Territorialstaatsrecht; in letzterer Hinsicht tritt der Verf. als entschiedener Gegner gegen die von Klüber aufgestellten Grundsätze auf. Er st. am 20. Mai 1831 im 72. Lebensjahre zu Berlin. Seine freie und vielseitige Bildung, seine geistvolle Einwirkung auf die Wissenschaft, wodurch er seinen Namen auch über die Grenzen des deutschen Vaterlandes mit Ruhm verbreitete, seine Liebe zum preuß. Herrscherhause und Staate sind allgemein bekannt; sein edles Herz, seine allem Guten offene Seele haben seine zahlreichen Freunde, seine Amtsgenossen und übrigen Mitbürger, unter deren Augen er lebte, jederzeit erkannt; einen milden, versöhnlichen, brüderlichen Sinn hat er auch da gezeigt, wo Verschiedenheit der Ansichten und Grundsätze in bedeutendem Angriff entgegentrat. In besondrer Beziehung auf die Universität verdient bemerkt zu werden, daß er der zuerst ernannte Professor an derselben war, und zum ersten Rector derselben bestimmt wurde, ehe noch eine Wahl stattfinden konnte. Angelegentlichst sorgte er auch für das Wohl der Studirenden; vielen Bedürfnissen unter ihnen kam er durch eigne Aufopferung und die Mittel, welche das Vertrauen seiner Freunde u. Mitbürger ihm zu Gebote stellte, zu Hülfe.

Schmauß (Johann Jakob), Professor in Göttingen in der Geschichte und im Staatsrecht, wurde 1690 zu Landau geb. und st.

1757. Er studirte in Straßburg und Halle, ging dann in badensche Dienste, wurde Professor in Göttingen und hernach in Halle und dann wieder bis zu seinem Tode in Göttingen. Seine Gedanken über das Naturrecht waren zum Theil neu und sein »**Corpus juris gentium**« fand eben so viel Beifall, als seine freimüthigen Vorlesungen.

Schmelzer (Friedrich August), geb. 1759 zu Frankenhausen, Geh. Rath und Professor der Rechte auf der Universität zu Halle, früher in Helmstädt, geschätzt wegen seiner Schriften über das theils aufgelöste und daher vieler Modification bedürftige Staats- und Fürstenrecht unsrer Dynastien.

Schmelzer (Johann Andr.), blühte um 1777 als Director der kaiserl. Instrumentalmusik und erster Violinist zu Wien. Er schrieb Solo's und Sonaten für verschiedene Instrumente.

Schmerz nennt man eine eigenthümliche hervorstechende und unangenehme Empfindung. Ursprünglich bezieht sich dieses Wort nur auf unangenehme körperliche Empfindungen; dann aber bezieht man es auch auf Unlustgefühle, die in der Seele selbst ihren Grund haben. Sprechen wir nun von jenen zuerst, so bemerken wir, daß nicht die Sinnesorgane eigentlich der Sitz des Schmerzes sind; diese werden nur von gewissen Gegenständen angenehm oder unangenehm berührt, allein ohne Gefühl von Schmerz. Ein unangenehmer Geschmack z. B. ist noch kein Schmerz, ebenso wenig als ein widriger Geruch, das Anhören einer schlechten Musik u. s. f. Allein das Sinnesorgan selbst, als Theil des Organismus, gehört dem Ganzen an und ist insofern auch mit Nerven des Gemeingefühls versehen, folglich auch durch dieses selbst des Schmerzes fähig. Der körperliche Schmerz entsteht demnach von einer heftigen und beschränkenden Einwirkung auf die Nerven des Gemeingefühls. Eine solche Einwirkung kann theils von außen herkommen, nämlich von mechanischen Ursachen, von Verletzung

des Zusammenhangs durch Stich, Schnitt, heftigen Stoß oder Druck, von chemischer Einwirkung zerstörender Substanzen, z. B. ätzender Mittel, oder von organisch einwirkenden, die Thätigkeit eines Theils in seiner Ordnung störenden Dingen; theils aber kann der Schmerz von Innen selbst erzeugt werden durch die widrige Aufregung des Gemeingefühls mittelst gesetzwidriger Erhebung eines Organs in dem Körper vor den andern, wodurch die Harmonie aufgehoben wird und ein Theil des Nerven in seiner Thätigkeit eine Störung u. Hemmung erfahren muß. So z. B. erregt jede Entzündung im Innern um so mehr Schmerz, je reichlicher der entzündete Theil mit Nerven versehen ist, daher ist auch jedes Fieber mit schmerzhaften Empfindungen in allen Gliedern verbunden, und je größer dies Schmerzgefühl ist, auf desto wichtigere Störungen der Gesundheit ist zu schließen. Der körperliche Schmerz kann in seinen Folgen nachtheilig, aber auch wohlthätig sein. Das erstere ist er durch seine niederschlagende Einwirkuug auf das Gemüth, durch die Verhinderung des Schlafes bei Kranken, wenn er anhaltend und heftig ist, durch die Störung der Verrichtungen des übrigen Theils des Nervensystems, welche zuweilen durch starken und anhaltenden Schmerz so heftig werden können, daß bloß hiervon der Tod erfolgt. Wohlthätige Folgen kann der Schmerz haben, indem er die Seele aufmerksamer auf das Leiden ihres Körpers macht, als es ohne ihn geschehen würde, und daher den Menschen antreibt, sich um Hülfe zu bemühen. Aber auch als mächtiges Ableitungsmittel wirkt der Schmerz oft heilsam auf die verirrte Aufmerksamkeit der Seele, wenn das Bewußtsein selbst schlummert oder unterdrückt ist. Auch dürfen wir nicht übersehen, daß der Schmerz selbst ein Zeichen wiederkehrender Gesundheit ist, wenn er nämlich nicht empfunden wurde, da doch die Ursachen davon stattfanden, z. B. bei Lähmung des Nerven, bei gänzlicher Unthätigkeit desselben, in Verhär-

tungen und manchen kalten Geschwülsten. Endlich müssen wir auch noch in Anschlag bringen, daß der Schmerz als Zaum und Gebiß für das Uebermaß in sinnlichen Genüssen und als moralisches Zuchtmittel bei manchen wohlthätig wirkt, deren harte Haut schon starke Schläge verlangt, wenn das moralische Selbstgefühl erwachen soll. Jeder zu hoch getriebene Genuß wird zum Schmerz, weil er als störendes Object für das Gemeingefühl wirkt und also Schmerz erregt, sowie das Aufhören eines jeden Schmerzes schon an sich als Lust empfunden wird, weil die Störung in den Nervenverrichtungen des Gemeingefühls aufhört und das Selbstgefühl wieder zur vorigen Klarheit und Ruhe zurückkehrt.

Schmerzstillende Mittel, s. Anodyna. Die unmittelbaren schmerzstillenden Mittel benehmen durch ihre betäubende Grundlage den Nerven des Gemeingefühls die Empfänglichkeit für den Gegenstand des Schmerzes und verhindern demnach die Seele an der Wahrnehmung desselben. Ihr Gebrauch kann nur da stattfinden, wo die Ursache des Schmerzes nicht gehoben oder nicht so schnell entfernt werden kann, als es die Heftigkeit desselben erfordert; ferner da, wo der Eindruck des Schmerzes selbst nachtheiliger wirkt als seine Ursachen, indem er z. B. durch Störung des Schlafes die günstige Entscheidung einer Krankheit verhindert. Sie dürfen aber nicht angewendet werden, wo man die Ursache des Schmerzes kennt und entfernen kann, sondern hier muß der Arzt solche Mittel anwenden, welche die Ursachen des Schmerzes, z. B. Blutanhäufung, Entzündung, Verletzung von einem fremden Körper ꝛc., entfernen.

Schmettau (Grafen v.), 1) (Samuel), Reichsgraf von Schm., königl. preuß. Grneralfeldmarschall, Grand Maitre d'Artillerie, Ritter des schwarzen Adlerordens, erster Curator der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, geb. 1684. Er focht zuerst in

einem fürstl. anspachischen Regimente, welches in holländ. Diensten stand, unter Prinz Eugen und Marlborough bei Hochstädt 1704; 1714 trat er in polnische Dienste, wo er bei den dortigen sogenannten Conföderationsunruhen dem Könige August wichtige Dienste leistete, der ihn auch nach der Schlacht bei Kowalewe zum Obersten der Artillerie ernannte. Nach der Schlacht bei Belgrad 1717 trat er in österreich. Dienste und wurde, nachdem die Türken beruhigt waren, gegen die Spanier nach Sicilien geschickt, wo er als Generalfeldwachtmeister in der Schlacht bei Villafranca rühmlichst focht, worauf ihm der Oberbefehl bei der Belagerung von Messina anvertraut wurde (1720). 1731 ging er auf kaiserl. Befehl nach Genua, um die dortigen Aufrührer zu beruhigen. Auch dies gelang ihm, und nun zog er 1733 als Generalfeldmarschall-Lieutenant unter dem Oberbefehl des Herzogs v. Braunschweig-Bevern gegen die eindringenden Franzosen nach dem Rhein. 1737 zog er wieder gegen die Türken mit gleichem Waffenruhme, wie früher. Von der Beschuldigung, als habe er einigen Antheil an der nicht rühmlichen Uebergabe Belgrads gehabt, ist er völlig freigesprochen. (Vgl. Schöll's »Hist. des traités etc.,« XIV, 361). 1741 ward er Feldmarschall. Beim Ausbruche des Kriegs zwischen Oesterreich und Preußen berief ihn Friedrich II., als preuß. Vasallen, zurück; er folgte gern, da in Wien seine Neider ihm viel Verdruß machten. Da er nicht wünschte, gegen Oesterreich zu fechten, so brauchte ihn Friedrich mehr als Gesandten, zuerst nach München, dann an Kaiser Karl VII. und an den König von Frankreich. Er starb zu Berlin 1751. Er hat in 28 Schlachten und bei 32 Belagerungen mitgefochten. — 2) (Karl Christoph), Reichsgraf von Schm., königl. preuß. Generallieut., Ritter des schwarzen Adlerordens, geb. 1696, des Vor. Bruder, stand zuerst in österreich.,

dann während des siebenjähr. Kriegs in preuß. Diensten; er vertheidigte Dresden 1759.

Schmetterlinge oder Zweifalter sind geflügelte Insekten, welche die 3. Ordnung dieser Klasse von Thieren einnehmen; sie charakterisiren sich durch 4 bestaubte Flügel und eine spiralförmige Zunge. Der Staub ihrer Flügel besteht aus einer Menge kleiner Schuppen; ihre Nahrung im Safte der Blumen, obgleich auch mehrere nichts zu genießen scheinen. Um ihre Art fortzupflanzen und ihre vollständige Ausbildung zu erhalten, durchlaufen sie mehrere unvollkommene Zustände. Das Weibchen legt Eier, aus welchen Larven (Raupen) mit nicht weniger als 8, aber nicht mehr als 16 Füßen kriechen, die sehr gefräßig sind, sich einige Male häuten und in den Zustand der Puppen übergehen, wo sie mehrere Zeit ohne Nahrung fast leblos verweilen und unterdessen sich zum vollkommenen Insekt, das mit Geschlechtsunterschied versehen ist, entwickeln. Während des Puppenzustandes erzeugt sich in ihnen rothes Blut, was zur vollkommenen Ausbildung des Schmetterlings nothwendig und stets im Ueberflusse vorhanden ist. Das nicht verbrauchte entläßt der ausgekrochene Zweifalter tropfenweis, wo es denn oft für Blutregen gehalten wird. Man findet Zweifalter, die des Tages umherschwärmen und beim Sitzen ihre Flügel in die Höhe halten, sie werden Tagevögel (**Papilio**) genannt; andere haben einen dickern und rauhern Körper, ein Theil davon schwärmt in der Dämmerung, sie heißen Dämmerungsvögel (**Sphinx**); ein andrer, die Nachtvögel (**Phalaena**), sind in der Nacht am geschäftigsten. Die Raupen der Tagevögel haben alle 16 Füße; sie verpuppen sich ohne Gespinnst; ihre Puppen sind gewöhnlich goldfarbig (Chrysaliden), hängen sich an dem Hintertheile auf und kommen in 3 Wochen aus. Zu diesen Vögeln gehören diejenigen Weißlinge, deren Raupen unsern Obst- und Küchen-

gewächsen oft großen Schaden zufügen. Die Dämmerungsvögel haben Raupen, die mit dem Oberleibe gewöhnlich aufrecht sitzen (daher der Name **Sphinx**) und sich unter der Erde ohne Gespinnst verpuppen. Die Vögel selbst schwirren beim Fliegen, weshalb sie Schwärmer heißen, fliegen sehr schnell und legen beim Stillsitzen die Flügel dicht an den Leib. Die Wolfsmilchraupe, Lindenraupe, die des Todtenkopfes, sind die bekanntesten dieses Geschlechts. Das Geschlecht der Nachtvögel ist an Arten weit zahlreicher als die beiden vorigen, u. ihre Raupen sind weit schädlicher. Beide, Vögel und Raupen, sind des Nachts sehr munter, diese verkriechen sich oft am Tage in die Erde und gehen erst des Nachts auf Nahrung aus. Sie verpuppen sich alle, die Federmotte ausgenommen, in seidenartiges Gespinst. Von mehreren Arten, vorzüglich von der Seidenraupe (**Phal. bombyx mori**) sammelt man dieses Gespinnst und verarbeitet es als Seide. Außerdem gibt die Raupe des Atlasvogels, der 8 Zoll breit ist, in China wilde Seide, die spinnewebenartig in die Citronenbäume gesponnen ist und da gesammelt wird. Auch liefert die **Phal. noctua serici** in Japan eine sehr leichte Seide, sodaß 10 lange Frauenkleider, die davon gewebt sind, nur ein Pfund wiegen. Zu den schädlichen Raupen dieser Vögel zählt man die Stammraupe, die Ringelraupe, die Fichtenraupe, die Processionsraupe u. a. Ochsenheimer's treffl. Werk: »Die Schmetterlinge von Europa,« hat Friedrich Treitschke fortgesetzt (Leipzig 1825 fg., 6. Bds. 1. Abth. 1827).

Schmid (Karl Christian Ehrhard), Prof. der Theologie und Kirchenrath zu Jena, ein ebenso vielseitig als gründlich gebildeter Gelehrter, trug durch seine Schriften viel zur Verbreitung der Kant'schen Philosophie bei. Geb. zu Heilsberg im Weimarschen den 24. Oct. 1761, und von seinem Vater, Pfarrer daselbst, zur Universität gut vorbereitet, studirte er in Jena Theologie und verband damit Philo-

logie, Geschichte, Philosophie, Mathematik, Naturwissenschaft u. Medicin. Als Privatdocent zu Jena (seit 1783) machte er sich mit dem Geiste der bis dahin fast unbeachteten Schriften des großen königsberger Philosophen bekannt. Von Schm.'s »Kritik der reinen Vernunft, im Grundrisse zu Vorlesungen, nebst einem Wörterbuche zum leichtern Gebrauche der Kant'schen Schriften« (Jena 1786), erschien (ohne das Wörterb.) die 4. Aufl. 1798. Sein »Versuch einer Moralphilosophie« (Jena 1790, 4. A. 1802) zeichnete sich ebenso durch Tiefe als durch Klarheit aus; Kant's »Tugendlehre,« die später erschien, hatte nicht dieselbe Vollendung. Durch seine »Empirische Psychologie« (Jena 1791, 2. A. 1796, 2 Bde.) bahnte er der Behandlung der Psychologie nach Kant'schen Grundsätzen und damit der neuerlich geforderten psychologischen Behandlung der Philosophie überhaupt den Weg. 1791 erhielt Sch. einen Ruf als ordentl. Prof. der Philosophie nach Gießen. Hier ward er wegen der Herausgabe der seltenen Schrift: »**De tribus impostoribus etc.**,« zur Verantwortung gezogen; bald nachher 1793 folgte er dem Rufe nach Jena als Diakonus und als ordentl. Prof. der Philosophie. Seitdem wirkte er, als Lehrer und Schriftsteller gleich thätig, bei der großen Umgestaltung der Philosophie nach Kant's Grundsätzen oder nach der kritischen Methode. Wir nennen nur s. »Physiologie, philosophisch bearbeitet« (3 Bde., 1798—1801). Bald aber entwickelte sich in Jena aus der Kant'schen Schule selbst eine Art zu philosophiren, welche über die durch jene als nothwendig gefundenen Grenzen hinausschreitend, aus einem Satze alle Wahrheit abzuleiten versuchte. Da Schm. dieser Richtung, welche Alles mit sich fortzog, fest widerstand, so gerieth er mit Fichte in Streit, der in s. »Philosophischen Journal« (II, 4) den klaren Schm. als Philosophen für »Nichts« erklärte. Dieser sogen. Annihilationsact ist auch in Reinhold's Leben abgedruckt. Schm. wurde

1798 dritter Prof. der Theol. und 1800 Dr. der Theologie, 1804 erhielt er vom Herzog von S.-Gotha den Titel eines Kirchenrathes. In den letzten 6 Jahren seines Lebens leitete er ein von ihm errichtetes Erziehungsinstitut und half 1809 einen Verein stiften, deren reinere Begriffe von Ehre und ein sittlich-wissenschaftliches Leben unter den Studirenden befördern, dem Ordenswesen aber steuern sollte. Schm.'s letzte Schriften sind s. »Adiaphora« (Leipzig 1809) und s. »Allgem. Encyklop. und Methodologie der Wissenschaften« (Gotha 1810). Er starb zu Jena 1813.

Schmid (Karl Ernst), Dr., herzogl. sächs. Geh.-Rath, jetzt erster Rath des gemeinschaftl. großherzogl. und herzogl. sächs. und fürstl. reußischen Oberappellationsgerichts zu Jena, geb. 1774 zu Weimar, studirte zu Jena 1793—96 und war im Begriff, sich der akademischen Laufbahn zu widmen, als er 1797 einen Ruf nach Baireuth zur Redaction der dortigen polit. Zeitung annahm, welche er bis 1804 führte. Daneben betrat er den gewöhnlichen Weg der Vorbereitung zum Staatsdienst, als Auscultator und Referendarius bei der dortigen Regierung und wurde 1803 als Criminalrath und 1804 als Stadtgerichtsrath angestellt. Nachdem die Provinz Baireuth an Frankreich abgetreten war, ging er 1807 als Regierungs- und Consistorialrath nach Hildburghausen, 1809 als ordentlicher Professor der Rechte nach Jena, 1810 aber als Mitglied des geh. Rathscollegii wieder nach Hildburghausen, wo er 1811 Vicepräsident sämmtlicher Landescollegien und 1812 Geh.-Rath wurde. Nachdem er 1816 den Conferenzen zur Errichtung des gemeinschaftlichen Oberappellationsgerichts und Abfassung der Gerichtsordnung beigewohnt hatte, trat er selbst in dasselbe ein und hat seitdem auch Vorlesungen vorzüglich über Staatsrecht gehalten. Seine schriftstellerische Thätigkeit ist großentheils auf eine ziemlich lebhafte Theilnahme an der »Jenaer

allgem. Literaturzeitung«, der »Leipziger Literaturzeitung«, dem »Lit. Conversationsbl.« und am »Hermes« gerichtet gewesen, dessen Redaction er nach dem Tode des verewigten Stifters übernahm. Auch zur »Real-Encyklopädie« hat er wichtige Beiträge aus dem Staatsrechte und der Rechtswissenschaft überhaupt geliefert. Außer einigen kleinen Schriften (»Ueber Kriegsschäden«, 1808; »Deutschlands Wiedergeburt«, 1814; »Ueber das Bürgerrecht der Juden«, 1816; »Ueber den Nachdruck«, 1823; eine Schrift zur Vertheidigung des Geh.-Obermedicinalraths Kohlrausch zu Berlin, gegen ein Urtheil des königl. Kammergerichts, 1818) ist sein »Lehrbuch des Staatsrechts« (Jena 1821, 1. Abth.) zu bemerken. Früher unternahm er ein größeres Werk über das gesammte franz. Recht, dessen Fortsetzung durch äußere Umstände gehemmt und endlich durch den Umsturz der franz. Herrschaft ganz unterbrochen wurde. Man kann ihm nicht vorwerfen, dieser Herrschaft geschmeichelt zu haben; jenes Werk enthält mehr, als damals ein andres, freimüthige Kritiken der franz. Gesetzgebung. Schm. hält sich zu der Minorität der deutschen Juristen, welche in der Rechtswissenschaft auf die Verbindung der Geschichte mit der Philosophie dringen.

Schmidt (Karl), Mechaniker zu Preßburg, aus Köthen. Erfinder des Claviolins und Verfertiger großer Claviere mit einem doppelten gepreßten Resonanzboden.

Schmidt (Michael Ignaz), geb. 1736 zu Arnstein, einer Stadt im vorm. Hochstift Würzburg, wählte den Stand eines Weltgeistlichen und trat deshalb in das bischöfl. Seminarium. Nach 5jähr. Aufenthalt in dem Seminarium ward er Licentiat der Theologie und Priester, und als Kaplan zu Haßfurt angestellt; bald darauf kam er nach Bamberg als Hauslehrer zu dem Großhofmeister v. Rothenhan, einem Manne von vielen Kenntnissen und hohem Geiste.

Schm. lernte hier die besten Schriftsteller aller Nationen kennen und bildete sich durch den Umgang mit mehreren angesehenen und geistvollen Männern. Im siebenjähr. Kriege begab sich Rothenhan nach Schwaben auf seine Güter nahe bei Stuttgart und nahm seinen bisherigen Hauslehrer mit dahin, dem er eine geistliche Pfründe ertheilte. Schm.'s Aufenthalt in der Nähe jener Residenz, wo Pracht und Luxus damals den höchsten Gipfel erreicht hatten, gab seinem Geiste einen hohen Schwung und eine freiere Ansicht des Lebens. 1771 ward er zum Bibliothekar der Universität in Würzburg ernannt. Bald darauf ward er auch Mitglied der vom Fürstbischofe zur Reform des Erziehungswesens angeordneten Schulcommission, darauf Beisitzer der theologischen Facultät und Lehrer der deutschen Reichsgeschichte. 1774 erhielt er eine ansehnliche Präbende und die Würde eines geistlichen Raths mit Sitz und Stimme in der geistlichen Regierung. Nun war er ernstlich auf die Verbesserung des Schul- und Erziehungswesens bedacht, wobei er von seinem Landesherrn möglichst unterstützt wurde. Schon 1769 hatte er indessen durch seine schätzbare Schrift über die Methode zu katechisiren (»**Methodus tradendi prima elementa religionis, sive catechizandi etc.**«, Bamberg und Würzb. 1769) auf die Reformation vorbereitet. Zur nämlichen Zeit stiftete der Fürstbischof mit Schm.'s Zuziehung und Beihülfe ein Seminarium für Landschullehrer, eins der ersten in Deutschland, das selbst bei den Protestanten großen Beifall fand. 1772 erschien s. »Geschichte des Selbstgefühls« (Frankf. und Leipzig; der eigentliche Verlagsort war Würzburg), ein Werk, welches dem philosophischen Beobachtungsgeiste seines Verfassers viel Ehre machte. Auf die Empfehlung Karls v. Dalberg (nachmaligen Großherzogs von Frankfurt) ward er zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften in Erfurt erwählt. 1778 begann er die Herausgabe seiner »Geschichte der

Deutschen«, welcher er s. ganzes übriges Leben widmete. Diesem Werke verdankte er seinen Ruf zum Custos der kaiserl. Bibliothek, welchen er aber ablehnen mußte. Indessen reiste er doch nach Wien, um die dortigen Archive zur Fortsetzung seiner Geschichte zu benutzen. Hier ließ die Kaiserin ihm ihren Antrag, in ihre Dienste zu treten, wiederholen, und da er denselben, ohne weiter auf den Fürstbischof zu achten, annahm, so ward er als wirklicher kaiserl. Hofrath und Director des Haus- und Staatsarchivs angestellt. Der Kaiser Joseph kannte Schm.'s Werth und benutzte seine Talente auch dadurch, daß er ihn zum Mitgliede des neu organisirten Censurcollegiums und zum Lehrer in der Geschichte für seinen Neffen und Thronfolger, den jetzigen Kaiser Franz von Oestreich, ernannte. Nachdem er 14 Jahre in Wien gelebt hatte, starb er 1794. Er war der Erste, welcher eine Geschichte der deutschen Nation schrieb, denn seine Vorgänger bearbeiteten nur deutsche Kaiser-, Reichs- und reichsständische Geschichte. M. J. Schm.'s »Geschichte der Deutschen« 1.—5. Th. erschien auch u. d. T.: »Aeltere Geschichte der Deutschen«, 1.—5. Th. (Ulm 1785—87); der 6.—11. Th. auch u. d. T.: »Neuere Geschichte der Deutschen«, 1.—6. Bd. (Ebendas. 1788—93). Mich. Ign. Schm.'s »Geschichte der Deutschen« wurde aus den hinterlassenen Papieren des Verf. fortgesetzt von Joseph Milbiller, 12.—22. Th., auch u. d. T.: »Neuere Geschichte der Deutschen«, 7.—17. Bd. (Ebendas. 1797—1808). Auch zu Wien: »Aeltere Geschichte«, 8 Bde. (1783—93), und »Neuere Geschichte«, 17 Bde. (1785—1808). — Für die Besitzer der ulmer und wiener Ausg. ist v. Dresch's »Gesch. Deutschlands seit dem Rheinbunde«, 3. Abth. (Ulm 1824 fg.), auch als Forts. der Schm.-Milbiller'schen »Neuern Gesch. der Deutschen«, 18., 19. und 20. Bd. ausgegeben worden.

Schmidt (Johann Ernst Christian), großherzogl. hessischer

Geh.-Rath und erster Prof. der Theologie an der Universität zu Gießen, ist 1772 zu Busenbora in Oberhessen geb. Mit dem 11. Jahre begann sein Vater das Studium der alten Sprachen einzuleiten. Von den griech. und lat. Dichtern ging Schm. zu den hebräischen über, erlernte das Arabische, Syrische und Chaldäische ohne andre Beihülfe als die der Bücher und begann nebst Philosophie die theologischen Wissenschaften, besonders Dogmatik, zu studiren. 1788 bezog er die Universität. 1791 bestand er die Prüfungen der Candidaten des Predigeramtes ehrenvoll und gab im nächsten Jahr die erste Probe seiner Gelehrsamkeit und seines Scharfsinns in einer neuen Uebersetzung und Erklärung des sogen. »Segens des Jakob«; im folgenden Jahre erschien von ihm: »Salomo's Prediger oder Koheleth's Lehren, Versuch einer neuen Uebersetzung und richtigern Erklärung« (Gießen 1794). 1793 trat er als Privatdocent auf und lehrte mit vielem Beifall; es scheint aber, als habe sich in dieser Zeit Mancherlei vereinigt, s. Aussichten zu trüben und seinem Wunsche, als akademischer Lehrer Unterstützung zu finden, entgegen zu wirken. Er übernahm daher die 4. Lehrerstelle am akademischen Pädagogium, welche er bis 1793 bekleidete. Mehrere philologische und theologische Schriften und Abhandlungen schreiben sich aus dieser Zeit her, wo besonders s. »Clavis über das N. Test.«, den später Welcker fortsetzte, zu nennen ist. 1798 wurde er ordentl. Prof. der Theologie, und gab nun, unermüdet auch als Lehrer, wissenschaftliche Schriften aus den verschiedenen Zweigen der Theologie heraus, unter welchen (s. Strieder's »Hessische Gelehrtengeschichte«) besonders seine »Kirchengeschichte« (Gießen 1801—20, 6 Thle., vom 1. und 2. Bde. ist eine 2. Aufl. erschienen), um der Gründlichkeit der Forschung, der Gelehrsamkeit und des Scharfsinns bei Benutzung der besten Quellen und der vielfach höchst originellen, tiefen und geistreichen Ansichten willen, den allgemei-

nen Beifall der gelehrten Welt erhalten hat und seinen Namen der Nachwelt überliefern wird. Von s. »Lehrbuch der christl. Kirchengeschichte« erschien 1827 die 3. Aufl. Auch um die hessische Geschichtskunde hat er sich durch s. »Geschichte des Großherzogthums Hessen« (bis jetzt 2 Thle., 1818 fg.) verdient gemacht.

Schmirgel, Smirgel. Dieses Mineral besteht aus unreinen, feinkörnigen, blaulich-grauen Abänderungen des Sapphirs oder Korunds und kommt am Ochsenkopfe in Sachsen, in Spanien und auf der Insel Naxos vor. Er wird gepulvert, geschlemmt und beim Schleifen, Sägen und Bohren der Edelsteine ꝛc. angewendet.

Schminke, ein Mittel, wodurch man die Flecke und schlechte Farbe der Haut zu verbessern und ihr ein jugendliches, frisches Ansehen zu geben sucht, war schon bei den Griechen und Römern, ja selbst bei den Hebräern im Gebrauch. Sie wurde aus sehr verschiedenen, bisweilen in hohem Grade nachtheiligen Stoffen bereitet. — Die weiße Schminke wird meistens aus Kreide (von Briançon) und Wismuthoxyd bereitet. Aber die Kreide verstopft die Hautporen und hindert die Ausdünstung; das Wismuthoxyd wird schwarz, wenn es mit geschwefeltem Wasserstoffgas in Berührung kommt. Da nun dieses häufig in der Luft vorhanden ist, so bekommen die Frauen, welche sich dieser Schminke bedienen, gewöhnlich einen sehr häßlichen Teint. Darum bereitet man die weiße Schminke auch bloß aus Kreide, zu der ein wenig **sperma ceti** hinzugesetzt wird. — Zur Bereitung der rothen Schminke bedient man sich theils (vorzüglich auf dem Theater) des Zinnobers, der manchmal Speichelfluß und andre Zufälle erregt; theils bereitet man sie aus Saffran; theils wird Carmin vermittelst ein wenig Schleim in Weinessig schwebend erhalten (**vinaigre de rouge**); oder es wird ein wollenes Läppchen (**crépon**) so mit der Farbe getränkt, daß es, angefeuchtet, die Haut färbt, die damit gerie-

ben wird. — Im Allgemeinen ist jede Schminke der Haut und ihrer Verrichtung nachtheilig. Die erstere wird rauh, trocken, schmutzig; die letztere wird gestört.

Schmittbaur (Joh. Aloys), geb. am 1. Nov. 1718 zu Bamberg, st. am 24. Oct. 1809 als Obercapellmeister zu Karlsruhe. Virtuos auf der Harmonica, die er aus Krystallglase verfertigte. (Die Oper: »Lindor und Ismene«; Cantaten, z. B. »die Ureltern im ersten Gewitter«; Clavierstücke.)

Schmöllnitz (ungar. Szamolnok), ein Bergflecken in der Gespannschaft Zips, unter 48° 35′ N. B. und 38° 25′ Oestl. L. (nach Lipsky's Charte) in einem von Bergen umgebenen, engen und häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzten Thale gelegen, hat meist hölzerne Häuser, worunter der Kammerhof, die neue kathol. und die evangel. Pfarrkirche, sowie die wichtige Münze (für Kupfergeld mit dem Buchstaben S) zu bemerken. Die Einw. (5450) sind meistens Deutsche, welche den sogen. gründner Dialekt sprechen und sich vom Bergbau nähren. Die hydraulischen Maschinen, zumal die zu Heraufbringung des Cämentwassers, sind sehenswerth. Der schon vor alten Zeiten unter Zapolya und Bathory gangbare Bergbau wird sämmtlich auf Rechnung der Regierung betrieben, seitdem die gräfl. Csaky'sche Familie die eine Hälfte des Dominiums durch Confiscation verloren und die andre durch Tausch veräußert hat, und wird durch einen unmittelbar unter der Hofkammer zu Wien stehenden Oberinspector dirigirt.

Schmutzer (Jakob Matthäus), Zeichner und Kupferstecher, Sohn von Andreas Schm., geb. 1733 zu Wien, wurde im 7. J. zur Waise. Ein reicher Verwandter, Fleischer seines Handwerks, nahm sich des sehr armen Knaben an; er mußte die zur Schlachtbank bestimmten Hammel auf einer Wiese nahe bei der Kunstakademie hü-

ten. Aber einem angeerbten Drange folgend, übergab Schm. seine Heerde einem mitweidenden Knaben und besuchte die Zeichensäle, wo s. Fleiß Aufmunterung, aber s. übelriechenden Kleider Anstoß fanden. Da trat Matth. Donner ein und verschaffte Mittel, daß er auf der wiener Akademie fortstudiren konnte. Seine Fortschritte erwarben ihm Gönner, deren entscheidender Einfluß ihn der Kupferstecherkunst bestimmte. Nach mancherlei Uebungen außerhalb s. Sphäre, durch die Noth veranlaßt, erlangte er durch Wohlwollende und eine Heirath (1753) so viel, daß er sich der Kupferstecherkunst ausschließlich widmen konnte; namentlich war es der Gen. Baron v. Kettler, der ihn beinahe zwang, bei s. Arbeiten dem Aetzwasser und der Nadel zu entsagen und nur das Grabeisen zu gebrauchen. Er hat in dieser schwierigen Art Vortreffliches geleistet. Sein Talent hatte ihm die Gunst des Fürsten Kaunitz erworben, der ihm die Möglichkeit verschaffte, in einer sorgenfreien Lage 1762 eine Reise nach Paris zu machen. Unter Wille that er sich bald hervor. Er war der Beste in dem Kreise, der sich um Wille gebildet hatte. Ein Bild des Fürsten Kaunitz, **Le gouté flamand** nach Terbourg, der Geschirrflicker nach Kraus, und die Savoyardin, welche ihren Sohn die Leier spielen lehrt, nach Greuze, erwarben ihm in Paris Beifall und Auszeichnung. 1766 kehrte er nach Wien zurück, ward Hofkupferstecher, bald darauf Director der neuen Akademie für Zeichnung und Kupferstechkunst. Als Oberdirector aller erbländischen Normalzeichenschulen seit 1771, hat er viel Einfluß auf Hebung der inländischen Industrie durch gefällige Muster. Bei der nachmaligen Veränderung in der innern Einrichtung behielt er aber stets die oberste Leitung der Kupferstecherschule bei. Unter der Menge seiner vortrefflichen Blätter zeichnen sich seine Arbeiten nach Rubens aus, dessen Eigenthümlichkeiten ihm am besten zuzusagen schienen. Wenige möchten so berufen gewesen sein, sich an

diesen schwierigen Meister zu wagen. Gerade diese sich hervorhebende Anordnung, die Mannichfaltigkeit der kühnsten Stellungen und die kräftigen Gegensätze von Licht und Schatten wußte Schm. mit überraschender Geschicklichkeit wiederzugeben. Sein Mucius Scävola, 1775, und s. heil. Ambrosius, der dem Theodosius den Zugang zur Kirche verwehrt (nach Gemälden der fürstl. Kaunitz'schen und der Galerie des Belvedere), die Geburt der Venus, 1790, und Neptun und Thetis, 1792 (aus der gräfl. Schönborn'schen Sammlung), sind hiervon die vollgültigsten Beweise. Ebenso bewundernswerth hat er sich in 2 großen Bl. gezeigt, einer Jagd von Luchsen auf Steinböcke (nach Ruthart) aus der Galerie Lichtenstein 1804, und in einem andern, wo Adler Schlangen und einen Wolf erlegt haben (nach Sneyder, Besitz des Hrn. v. Birkenstock). Der Grabstichel ist hier mit unglaublicher Meisterschaft geführt, und das Metallische, welches man in andern Blättern bemerkt, glücklich vermieden. Auch mehrere Bildnisse der Kaiserin Maria Theresia, des Fürsten Kaunitz, namentlich das en medaillon nach einem Bronzerelief von Hagenauer, u. A. m. gehören zu den Prachtstücken jeder Sammlung. Das Verdienstliche seiner Schule erkennt man in den Arbeiten von Kohl, John u. s. w. wieder. Schm. starb (nach Bartsch) 1806.

Schnabel, 1) (Jos.), Sohn des Nachfolgenden, Organist an der Domkirche zu Glogau, geb. 179.. zu Breslau. Virtuos auf dem Fortepiano und der Violine. (Variationen über v. Beethoven's Sehnsuchtswalzer; Gesänge.) 2) (Jos. Jgn.), Capellmeister am Dom, Universitätsmusikdirector und Musiklehrer am Schullehrerseminar zu Breslau, geb. am 24. Mai 1767 zu Naumburg am Queis. Violinvirtuos. Director der Winterconzerte. (Kirchenstücke, z. B. Messen, Salve Regina; Gesänge.) Er st. am 16. Juni 1831.

Schnecken, s. Schalthiere.

Schnee besteht aus gefrorenen Wasserdünsten. Die durchsichtigen elastischen Wasserdünste werden in der obern Luft durch die Kälte zu Nebel oder Wolken, d. h. zu kleinen Dunstbläschen, welcher Zustand ihrer gänzlichen Niederschlagung als Wasser vorangeht. Haben diese Bläschen durch die Kälte allen Wärmestoff verloren, so schießen sie unter gewissen Umständen in kleine Eisnadeln an, welche sich so lange in der Luft schwebend erhalten, bis die Wolke, zu der sie gehörten, ihre Elektricität verloren hat. Nun fallen sie herab, und setzen sich, wenn sie unterwegs einander nahe kommen, meist unter Winkeln von 60, aber auch von 30 und 120 Graden an. Nach Beschaffenheit der Atmosphäre und des Windes verbinden sich bald mehr, bald weniger Eisnädelchen mit einander zu einem Ganzen, welches wir Flocke nennen, und welches bei näherer Untersuchung eine sehr regelmäßige Bildung zeigt. Eine solche Schneeflocke besteht aus lauter sechseckigen Sternchen von verschiedener Größe und — die sechseckige Figur ausgenommen — von unbeschreiblich mannichfaltiger Bildung und Zusammensetzung. Je kälter die Luft ist, desto kleiner sind die Flocken, ja bei sehr strenger Kälte fallen die einfachen Nadeln selbst herab; gegen die Pole hin ist der Schnee dem Staube ähnlich. Dagegen sind die Schneeflocken um so größer, je gelinder das Wetter ist. Wegen seiner großen Lockerheit fällt der Schnee sehr langsam herab, senkt sich auch, wenn er einige Zeit gelegen hat, und gibt im Verhältniß des Raums, welchen er füllt, nur wenig Wasser. Der Schnee ist von wohlthätigem Einflusse. Bei dem heftigsten Froste der Polargegenden bleibt die Temperatur schon 4 Fuß unter der Oberfläche des Schnees immer die des aufthauenden Eises. Man sieht daraus, welche Decke er dem Erdboden mit den darauf befindlichen Pflanzen gewährt, und wie warm selbst die unter dem 6—8 Ellen hohen

Schnee begrabenen Hütten der Polarmenschen liegen müssen. Auch bei uns ist der Schnee in kalten Wintern eine unentbehrliche Decke; viele Gewächse gehen, wenn er fehlt, zu Grunde. Dagegen schadet er selbst den zartesten Gewächsen nicht, die gar keinen Frost ertragen können. Sie liegen sicher darunter, und einige Pflanzen wachsen und blühen sogar unter dieser Decke. Ebenso schützt der Schnee den thierischen Körper gegen die zerstörenden Wirkungen einer übermäßigen Kälte. Reisende, von der Kälte erstarrt, welche in den Schnee begraben wurden, lebten wieder auf, da sie an der freien Luft nie erwacht wären. Daher wühlen sich auch die Bewohner der Polargegenden, wenn sie vor Ermüdung oder der Nacht wegen ihre Winterwohnungen nicht erreichen können, so tief als möglich in den Schnee ein, und setzen nach einigen Stunden erquickt ihre Reise weiter fort. Der Schnee auf den Gebirgen ist ein Unterhaltungsmittel der Quellen.

Schneeberg, Bergstadt im erzgebirgischen Kreise des Königreichs Sachsen, auf einem Berge, unweit der Mulde, aus welcher ein Floßgraben abgeleitet ist, worauf das Holz nach Schneeberg geflößt wird. Sie enthält 606 H. und 4800 E., welche vom Bergbau, von Verfertigung von Seiden- und Zwirnspitzen, Blonden, Posamentir- und Drechslerarbeit, von Arzneiwaarenbereitung und Bierbrauerei leben, und Spitzenhandel treiben. Es sind hier der Sitz eines Bergamts, ein Gymnasium, mehrere Bürgerschulen, worin zugleich das Spitzenklöppeln gelehrt wird, ein Waisenhaus und ein Hospital. Auch ist hier die Hauptniederlage des k. Blaufarbenwerkes im Dorfe Schlema, welches am Floßgraben in einiger Entfernung von der Stadt liegt. Drei Viertelstunden von Schneeberg ist der Filzteich, der eine Stunde im Umfange hat, und aus welchem mehrere Berggebäude zur Betreibung ihrer Künste die Aufschlagwasser erhalten. 1783 zerriß das angelaufene Wasser den Damm des Teiches und richtete in

2 nahe liegenden Dörfern einen großen Schaden an, wobei 18 Menschen umkamen. Man hat seit diesem Vorfalle die besten Vorkehrungen getroffen, um ähnlichen Unfällen vorzubeugen. Gleich neben dem Filzteiche sind Torfstechereien. Schneeberg wurde 1471 erbaut, als man beim hiesigen sehr alten Bergbau neue reichhaltige Silbergänge entdeckt hatte. Die Georgenzeche war vorzüglich reich. Daß Herzog Albrecht den 23. April 1477 in dieser Grube mit seinen Räthen an einer Stufe gediegenen Silbererzes von 7 Lachtern Breite und 2 Lachtern Höhe, aus welcher 400 Ctnr. Silber geschmolzen wurden, gespeist habe, ist nach Adelung (Direct. 220) nicht erwiesen. In der Folge hat die Reichhaltigkeit dieser Bergwerke sehr abgenommen; dagegen wurde man nun auf den Kobalt aufmerksam. Kobalt und Silber sind noch jetzt die Haupterzeugnisse des hiesigen Bergbaus.

Schneegebirge, 1) Gebirge auf der Grenze von Oesterreichisch-Schlesien und Mähren; sein höchster Punkt ist der Spieglitzer Schneeberg. 2) 6000 Fuß hohes Gebirge im Caplande in Südafrika, dehnt sich bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung aus.

Schneehorn, 10,880 Fuß über dem Meere hohe Alpe zwischen den Finster-Aar- und Lautergletschern und dem Aarhorn in Helvetien. — Schneehütten, 7620 Fuß hoher Berg im skandinavischen Gebirge in Schweden. — Schneekopf, 1) 2975 Fuß hoher Berg des Thüringer Waldgebirges. 2) 3313 Fuß hoher Berg im sächsischen Erzgebirge.

Schneelinie, diejenige Höhe, zu welcher sich z. B. Berge in einem Erdstriche erheben müssen, damit der Schnee dort dauernd liegen bleibt; sie ist nach Verschiedenheit der Breiten verschieden. Um die untere Gletscherlinie zu bestimmen, muß man solche Gletscher wählen, die von sehr hohen, sich weit erstreckenden Gebirgen niedersteigen, wie im Chamounythal und im Grindelwald. Hier scheinen die Eis-

massen sich bis zu 500 Toisen über das Meer hinabzusenken. In Lappland, Island, Grönland erreichen die Gletscher, die von den Bergen niederhängen, das Meer unter 66—68°, woraus folgt, daß die untere Gletscherlinie von der Alpenkette an bis gegen 70° für jeden Breitengrad ebenfalls um 23 Toisen fällt. In höhern Breiten über 70°, wie auf Spitzbergen und in der Baffinsbai, senken sich die Gletscher nicht nur bis zur Meeresfläche herab, sondern sogar unter dieselbe hinunter. Doch wird die Tiefe dieser Senkung durch große losbrechende Eismassen und den darauf wirkenden Wellenstoß beschränkt. (s. Meisner's »Annalen«, I, 1. Bern 1824.) In Mexico unter 45° N. B. ist die beständige Schneeregion 1300 Toisen (7800 F.). Die Höhe der Schneegrenze in Europa, vorzüglich auf den norweg. Gebirgen, hat Hr. v. Buch bestimmt, unter 70° zu 550 T. Die Zwergbirke und die Salix lanata steigen daselbst fast bis zur Schneegrenze, und der senkrechte Abstand zwischen dieser und der Zwergbirkengrenze beträgt 154 T. Die Kiefer kommt noch in einer Höhe von 121 T. fort. Dies gegenseitige Verhältniß bleibt sich immer gleich.

Schneider (Eulogius), geb. zu Wipfeld im Würzburgischen den 20. Oct. 1756, war Priester, zeigte als Dichter ein herrliches Talent und ward vom Kurfürsten von Köln als Prof. nach Bonn berufen. Die Begebenheiten in dem revolutionirten Frankreich wirkten aber auf s. lebhafte Phantasie so leidenschaftlich ein, daß er s. Vaterland, s. Studien und s. Wohlthäter verließ, nach Strasburg auswanderte und hier, fortgerissen von dem Wahnsinne jener Zeit, einer der wüthendsten Demagogen wurde und die Nationalfranzosen selbst in ihren Gräueln zu überbieten suchte. An der Spitze eines Revolutionsheeres und begleitet von der Guillotine durchzog er von Ort zu Ort die ganze Umgegend von Strasburg. Auf die bloße Aussage seiner Gehülfen wurden Menschen jedes Geschlechts, Alters und Standes

Lieutenant und zog als Freiwilliger bis vor Zürich mit. Die juridische Facultät der innsbrucker Hochschule wollte nach beendigtem Kriege dem tapfern Vorarlberg ein Zeichen ihrer Hochachtung geben und einen talentvollen Landesvertheidiger unentgeltlich zur Doctorwürde promoviren. Ihre Wahl fiel auf Schn., der sich darauf in Bregenz ganz der Advocatie widmete und ein in Vorarlberg, in Schwaben und in der Schweiz sehr gesuchter Rechtsfreund wurde. Schon 1807 wurde er, in Folge einer Irrung über die Conscription, zu Ulm als ein geheimer Agent Oestreichs verhaftet, aber sogleich wieder in Freiheit gesetzt. Als Oestreich zur Rettung Spaniens und seiner eignen den wahrhaft nationalen Heldenkampf von 1809 begann, erhoben sich einstimmig Tirol und Vorarlberg für ihren alten Herrn und für ihr altes Recht. Vorarlberg war sowol für die Versorgung des von allen Seiten streng blokirten Tirols mit Lebensbedürfnissen, wie als moralischer Leiter nach Schwaben und nach der Schweiz und für die Befreiung vieler tausend Kriegsgefangenen ungemein wichtig. Das kleine Ländchen stellte von s. 91,000 Seelen 20,000 M. unter Waffen. Schn. wurde von den Ständen Vorarlbergs zum Generalcommissair gewählt und von s. Schulfreunde, dem Freiherrn v. Hormayr, damals bevollmächt. Hofcommissair in Tirol und Vorarlberg, als solcher bestätigt. Schn. erschuf sich mit bewundernswerther Thätigkeit Reiterei und Geschütz, machte bedeutende Ausfälle nach Schwaben und hielt den Muth aufrecht, obgleich die Unterstützung der Oestreicher kaum 400 M. betrug und an Geld, Munition, Waffen u. a. Erfodernissen drückender Mangel herrschte. Gerade im Augenblick der Schlacht von Wagram war der Aufstand Tirols und Vorarlbergs am drohendsten. Ihre Unterwerfung durch die Waffen hätte Napoleon eine eigne Armee gekostet, wie denn auch bald darauf der Marschall Herzog von Danzig mit großem Verlust aus Tirol verjagt und

massen sich bis zu 500 Toisen über das Meer hinabzusenken. In Lappland, Island, Grönland erreichen die Gletscher, die von den Bergen niederhängen, das Meer unter 66—68°, woraus folgt, daß die untere Gletscherlinie von der Alpenkette an bis gegen 70° für jeden Breitengrad ebenfalls um 23 Toisen fällt. In höhern Breiten über 70°, wie auf Spitzbergen und in der Baffinsbai, senken sich die Gletscher nicht nur bis zur Meeresfläche herab, sondern sogar unter dieselbe hinunter. Doch wird die Tiefe dieser Senkung durch große losbrechende Eismassen und den darauf wirkenden Wellenstoß beschränkt. (s. Meisner's »Annalen«, I, 1. Bern 1824.) In Mexico unter 45° N. B. ist die beständige Schneeregion 1300 Toisen (7800 F.). Die Höhe der Schneegrenze in Europa, vorzüglich auf den norweg. Gebirgen, hat Hr. v. Buch bestimmt, unter 70° zu 550 T. Die Zwergbirke und die Salix lanata steigen daselbst fast bis zur Schneegrenze, und der senkrechte Abstand zwischen dieser und der Zwergbirkengrenze beträgt 154 T. Die Kiefer kommt noch in einer Höhe von 121 T. fort. Dies gegenseitige Verhältniß bleibt sich immer gleich.

Schneider (Eulogius), geb. zu Wipfeld im Würzburgischen den 20. Oct. 1756, war Priester, zeigte als Dichter ein herrliches Talent und ward vom Kurfürsten von Köln als Prof. nach Bonn berufen. Die Begebenheiten in dem revolutionirten Frankreich wirkten aber auf s. lebhafte Phantasie so leidenschaftlich ein, daß er s. Vaterland, s. Studien und s. Wohlthäter verließ, nach Strasburg auswanderte und hier, fortgerissen von dem Wahnsinne jener Zeit, einer der wüthendsten Demagogen wurde und die Nationalfranzosen selbst in ihren Gräueln zu überbieten suchte. An der Spitze eines Revolutionsheeres und begleitet von der Guillotine durchzog er von Ort zu Ort die ganze Umgegend von Strasburg. Auf die bloße Aussage seiner Gehülfen wurden Menschen jedes Geschlechts, Alters und Standes

auf das Blutgerüst geschickt. Nachdem Schn. viele Gräuelthaten verübt hatte, ließen ihn die Commissaire des Convents, St.-Just und Lebas, jedoch mehr durch seinen Hochmuth als durch seine Verbrechen wider ihn aufgebracht, den 20. Dec. 1793 verhaften und schickten ihn nach Paris, wo er am 1. April 1794 hingerichtet wurde.

Schneider (Johann Gottlob), Philolog, geb. 1752 zu Kolm bei Wurzen, studirte auf der Landesschule zu Pforte und in Leipzig. Er begab sich nach Göttingen und erlangte daselbst die Gewogenheit Heyne's, der ihn dem franz. Kriegsprocurator Brunk empfahl, als dessen Amanuensis er nach Straßburg ging, um dort gemeinschaftlich mit ihm an der Herausgabe von dessen »Analekten« zu arbeiten. Drei Jahre lebte er hier, dann erhielt er durch den Geh.-Rath v. Zedlitz einen Ruf an die Universität zu Frankfurt a. d. O., und dort gab er, mit Brunk noch gemeinschaftlich, den Oppian heraus. 34 Jahre wirkte Schneider hier nützlich als Prof. der alten Sprachen, weniger durch Vorträge vom Katheder herab als vielmehr durch eine Menge kritischer Ausg. von alten Classikern. Sein Fleiß wandte sich besonders auf solche Schriftsteller des Alterthums, deren Werke zugleich Aufschluß über die damaligen Kenntnisse der Naturgegenstände gaben, indem er den Glauben hegte, daß hierdurch besonders das Sprachstudium gefördert werde. So entstanden nach und nach s. Ausg. von Aelian's »Thiergeschichte« und von Nikander's 2 medicinischen Lehrgedichten, mit den griechischen Scholien und der Periphrase des Eutecknius. Seine »**Historia amphibiorum**«, deren erste beide Fascikel bereits 1779 erschienen, wurde leider, durch ungünstige Umstände veranlaßt, nicht fortgesetzt. Ebenso ausgezeichnet waren s. Verdienste, welche er sich um die Ichthyologie erwarb, bei welchem Studium ihm die Freundschaft des jüdischen Arztes **D.** Bloch in Berlin viel nützte, der ein merkwürdiges Cabinet dieses Zweiges der Naturgeschichte be-

faß und es Schn.'s Forschungen bereitwillig öffnete. So nach und nach immer tiefer in die Naturhistorie eindringend, gab er endlich, nach 30jähriger ämsiger Arbeit und Mühe, die 9 übriggebliebenen Bücher des Aristoteles, die Thiergeschichte enthaltend, heraus (Leipzig 1811, 4 Bde.), ferner die phys. und meteorolog. Schriften des Epikur, die »Analekten zur Metallurgie der Alten«, die »Eclogae physicae etc.«. Am verdientesten machte er sich aber durch die Ausarbeitung seines bekannten trefflichen »Griech. Wörterbuchs«, das bereits 3 Aufl. und eine Umarbeitung von Passow erlebte und nicht wenig dazu beigetragen hat, daß das Studium der griech. Sprache in neuester Zeit einen neuen und bessern Schwung unter uns erhalten hat. Außer allem diesen besorgte er noch die Ausg. der politischen Schriften des Aristoteles, ferner des Xenophon, Aesop, Pseudo-Orpheus, der »Scriptores rei rusticae«, Vitruv, Theophrast u. A. Als 1811 die Universität von Frankfurt a. d. O. nach Breslau verlegt wurde, kam auch Schn. mit ihr an diesen Ort, wo er zugleich die Stelle eines Oberbibliothekars erhielt, in welchem Posten er sich sehr glücklich fühlte und vielfach Gutes wirkte. Er starb hier am 12. Jan. 1822. Als Mensch war er ebenso achtungswerth wie als Gelehrter.

Schneider (Anton), geb. am 13. Oct. 1777 in dem vorarlbergischen Flecken Weiler. Sein Vater war ein armer Wundarzt; jedoch Schneider's lebhaftes Talent, treuherzige Freimüthigkeit und unerschöpfliche Jovialität halfen ihm durch eine mühevolle Jugend hindurch, bis er an der innsbrucker Hochschule die Rechtswissenschaft vollendete und sich der Advocatie zu widmen beschloß. Mittlerweile war Vorarlberg 1796, 1799 und 1800 von den Heeren Moreau's und Masséna's hart angegriffen worden, und die Vertheidigung von Feldkirch insonderheit ein ruhmvoller Tag gewesen (25. März 1799). Schn. diente in dieser Zeit als Gemeiner, Feldwebel und zuletzt als

Lieutenant und zog als Freiwilliger bis vor Zürich mit. Die juridische Facultät der innsbrucker Hochschule wollte nach beendigtem Kriege dem tapfern Vorarlberg ein Zeichen ihrer Hochachtung geben und einen talentvollen Landesvertheidiger unentgeltlich zur Doctorwürde promoviren. Ihre Wahl fiel auf Schn., der sich darauf in Bregenz ganz der Advocatie widmete und ein in Vorarlberg, in Schwaben und in der Schweiz sehr gesuchter Rechtsfreund wurde. Schon 1807 wurde er, in Folge einer Irrung über die Conscription, zu Ulm als ein geheimer Agent Oestreichs verhaftet, aber sogleich wieder in Freiheit gesetzt. Als Oestreich zur Rettung Spaniens und seiner eignen den wahrhaft nationalen Heldenkampf von 1809 begann, erhoben sich einstimmig Tirol und Vorarlberg für ihren alten Herrn und für ihr altes Recht. Vorarlberg war sowol für die Versorgung des von allen Seiten streng blokirten Tirols mit Lebensbedürfnissen, wie als moralischer Leiter nach Schwaben und nach der Schweiz und für die Befreiung vieler tausend Kriegsgefangenen ungemein wichtig. Das kleine Ländchen stellte von s. 91,000 Seelen 20,000 M. unter Waffen. Schn. wurde von den Ständen Vorarlbergs zum Generalcommissair gewählt und von s. Schulfreunde, dem Freiherrn v. Hormayr, damals bevollmächt. Hofcommissair in Tirol und Vorarlberg, als solcher bestätigt. Schn. erschuf sich mit bewundernswerther Thätigkeit Reiterei und Geschütz, machte bedeutende Ausfälle nach Schwaben und hielt den Muth aufrecht, obgleich die Unterstützung der Oestreicher kaum 400 M. betrug und an Geld, Munition, Waffen u. a. Erfodernissen drückender Mangel herrschte. Gerade im Augenblick der Schlacht von Wagram war der Aufstand Tirols und Vorarlbergs am drohendsten. Ihre Unterwerfung durch die Waffen hätte Napoleon eine eigne Armee gekostet, wie denn auch bald darauf der Marschall Herzog von Danzig mit großem Verlust aus Tirol verjagt und

dieſes Land binnen 4 Monaten zum dritten Male befreit wurde. Aber die Vertheidigung Vorarlbergs löſte ſich mit dem znaimer Waffenſtillſtande auf, vom Kronprinzen von Würtemberg von vorne, von Beaumont im Rücken angegriffen. Schn. verſchmähte es, an die eigne Rettung zu denken, und, wie er aufgefordert wurde, mit den Oeſtreichern hinwegzuziehen. Er unterhandelte mit dem würtemberg. Vorpoſtencommandanten eine Capitulation für das Land, auf Sicherheit der Perſon und des Eigenthums; dann lieferte er ſich ſelbſt aus. Aber die Capitulation wurde nicht gehalten; er ward geplündert, mißhandelt und als Gefangener erklärt. Napoleon hatte aus Schönbrunn das Todesurtheil wider ihn geſprochen, und ſein Leben wurde nur dadurch gerettet, daß ihn der Kronprinz (der jetzige König) von Würtemberg auf den Hohenasperg abführen ließ und ſ. Auslieferung dem franz. General Beaumont, der ungeſtüm darauf drang, ſchlechterdings verweigerte. Die im wiener Frieden ſtipulirte Amneſtie rettete auch Schn.'s Leben und Freiheit. Er war lange Gefangener in Ulm, in Lindau, in Kempten geweſen. Anfangs Febr. 1811 kam er nach Wien und wurde k. k. Appellationsrath. Als 1812 in Rußlands Schneewüſten jenes furchtbare Gottesgericht über das Heer Napoleons erging, und ganz Deutſchland die Sehnſucht durchzuckte, das Fremdlingsjoch abzuwerfen, ergriff auch Tirol und Vorarlberg das ungeduldige Verlangen, jetzt zu erreichen, was 1809, trotz ſo großer Opfer, nicht erreicht worden war. Allein ein ſeltener Zuſammenfluß von Umſtänden hemmte den Ausbruch und ſtellte die gute Sache bei Lützen und Bautzen noch einmal auf die äußerſte Spitze. Hormayr, Schneider und die vorzüglichſten Männer von 1809 in Tirol und Vorarlberg kamen in Staatsgefangenſchaft, Exil oder unter ſtrenge Beobachtung. Nachdem Schn. mehrere Jahre lang in ſ. Heimath privatiſirt hatte, ſtarb er am 17. Juli 1820 im graubündtneriſchen Bade zu Fidris

plötzlich am gebrochenen Herzen. Der Erzherzog Johann von Oestreich setzte ihm dort ein einfaches Denkmal.

Schneider, 1) (Joh. Christian Friedr., gewöhnlich nur Fr.), Dr. der Musik, Hofcapellmeister und Musikdirector zu Dessau, vorher Organist an der Thomaskirche und dann Musikdirector am Stadttheater zu Leipzig, geb. am 3. Jan. 1786 zu Altgerßdorf bei Löbau (nicht zu Waltersdorf bei Zittau). Auch Mitglied der kön. Akademie der Musik zu Stockholm. Fortepianovirtuos und sehr berühmter Componist, besonders der vollstimmigen Instrumental- und ernsten Vocalmusik. (Oratorien, z. B. das »Weltgericht« von A. Apel, die »Sündfluth« von E. von Groote, »Pharao«, »Gideon«, beide von A. Brüggemann, das »verlorne Paradies« nach Milton von H. L. de Marées, »Christus der Meister« von P. Mayer, »der 24. Psalm«, »Requiem oder Gedächtnißfeier der Todten« von A. H. Niemeyer; Lieder, z. B. »Navarino« von Hausmann, 74 Solfeggien, Claviersonaten und Concerte. Sämmtliche Werke f. d. Pianof. 10 Hefte. — »Elementarbuch der Harmonie u. Tonsetzkunst«; »Elementarübungen im Fortepianospiel«; »Handbuch des Organisten«, 3 Thle.) 2) (Joh. Gottlieb), Bruder des Vorhergehenden, Organist an der evangel. Hofkirche zu Dresden, vorher zu Görlitz, geb. am 28. Oct. 1789 zu Altgerßdorf. Wird für den größten lebenden Orgelspieler gehalten. (Phantasie und Fuge für die Orgel; Variationen über »God save the king.«

Schneller (Julius Franz Borgias), Dr., geb. zu Straßburg 1777, besuchte die Hochschule zu Freiburg, wo s. Vater Prof. der Rechte war. Während s. Rechtsstudien schrieb er die Flugschrift: »Ueber Preußens Demarcationslinie« (1795). Bei Moreau's nun drohendem Rheinübergange wirkte er mit großer Anstrengung für das Aufgebot des Landsturms in Hauenstein und zog mit den Studirenden

von Freiburg gegen den Feind, wo er bei Wagenstatt mitkämpfte (1796). Der Sieg des Feindes bewog ihn, das Breisgau zu verlassen und sich nach Wien zu begeben. Hier bildete er sich für Linguistik und betrieb die gelehrten Sprachen mit solchem Eifer, daß er über Griechisch, Latein, Italienisch, Französisch, Englisch und Deutsch Unterricht ertheilen konnte. Zugleich bestimmte ihn der Umgang mit Künstlern erster Größe, besonders aber die Auffoderung Kotzebue's, welcher damals das Schauspielwesen in Wien leitete, zu theatralischen Arbeiten, wovon das Trauersp. »Vitellia« und das Lustsp. »Gefangenschaft« auf den k. k. Hofbühnen oftmals gegeben wurden. 1802 begleitete er einen jungen Adeligen nach Paris, London, Venedig und Belgrad. Der Anblick dieser Städte und der Gang der Weltbegebenheiten, welche immer großartiger sich entwickelten, bestimmten ihn nach der Rückkehr zum Studium der Geschichte. Durch Lösung der Preisfragen erhielt er einen Lehrstuhl derselben zu Linz und später zu Grätz in Steiermark (1806). Hier übergab er eine »Weltgeschichte« in 4 Bdn., dann eine »Staatengeschichte des Kaiserthums Oestreich« in 4 Bdn. dem Drucke. Zugleich lieferte er viele Aufsätze in Hebenstreit's »Wiener Zeitschrift«, in Castelli's »Conversationsblatt« und André's »Hesperus«. In diesem gab er die zu Prag gekrönte Preisschrift: »Geist der Jahrhunderte im Kaiserthum Oestreich«. — Obwol Nordamerika und Großbritannien ihm als Musterstaaten vorschwebten, hoffte er dennoch den allmähligen Fortschritt der Völker auf dem Festlande Europas vorzüglich von kraftvollen Fürsten, welche, wie Joseph II., die allgemeinen Menschenrechte anerkennen oder für einzelne Zweige der Civilisation großartig wirken würden. Er hatte s. Grundsätze stets als Autor und Professor ungehindert vorgetragen. Als man aber nach Bonaparte's Sturze viele frühere Anstalten theils untergrub, theils vernichtete, wurde s. Stellung unangenehm (1816).

Man machte ihn wegen Neuerungssucht oder Constitutionssinn als Josephiner und Bonapartisten verdächtig und bewirkte, daß die Wiederauflage der »Weltgeschichte« untersagt und der 5., also letzte Theil der östreich. Geschichte nicht zum Drucke gelassen wurde. Diese Beschränkung in der Schriftstellerei und der Lehrfreiheit bewog ihn, nach einem 28jährigen Aufenthalte die übrigens glücklichen Verhältnisse in Oestreich aufzugeben und das Lehramt der Philosophie an der Hochschule zu Freiburg anzunehmen (1823). Als er von Grätz schied, ertheilte ihm die Stadt, wie schon früher eine andre in Steiermark, das Bürgerrecht wegen Rath und That in schwieriger Angelegenheit zur Zeit des Krieges und nachher. Seitdem ist von s. »Weltgeschichte« der 1. Bd. in 2. Aufl. (Lpz. 1823) erschienen. Von s. »Staatengeschichte des Kaiserthums Oestreich« (Grätz 1820) wird der 5. Theil als Beschluß ebenfalls in Deutschland herauskommen. Das didaktische Gedicht: »Weiblichkeit, ein Sonettenkranz, zum Weihnachtgeschenke«, ist schon in der 2. Aufl. (Wien 1822) vergriffen.

Schnellgalgen, Wippgalgen, ein Galgen in Gestalt eines griech. Γ, an welchem ehedem die Deserteurs mit rückwärts gebundenen Händen auf- und abgeschnellt wurden. H. z. T. dient er meistens dazu, die Namen der Ausreißer, oder auch ihr Bild daran zu schlagen.

Schnellpresse oder Druckmaschine. Das Verdienst dieser Erfindung gehört einem Deutschen, Friedrich König aus Eisleben, der in der Breitkopf- und -Härtel'schen Officin zu Leipzig die Buchdruckerkunst erlernte, und schon während dieser Zeit sich mit dem Gedanken, die gewöhnliche Buchdruckerpresse zu verbessern, beschäftigte. Nachdem er ausgelernt, studirte er mehrere Jahre in Leipzig Mathematik und Mechanik. Da aber in Deutschland sowol als in Rußland Niemand auf s. Ideen eingehen wollte, so reiste er 1809 nach

England, wo er alle Hülfsmittel zur Ausführung s. Plans fand und sich zur weitern Vervollkommnung s. Erfindung mit dem mathematischen Instrumentenmacher Bauer aus Stuttgart verband. Beide Männer stellten nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten eine Druckmaschine auf, auf welcher am 29. Nov. 1814 zuerst die »Times« gedruckt wurden. Sie bauten nun noch mehrere Maschinen, doch wurde ihnen durch die Unredlichkeit ihres dritten Compagnons, des Buchdruckers Bensley, der Aufenthalt in England verleidet, und da sie, durch den damaligen König von Baiern, Maximilian, bei dem Ankauf des ehemal. Klosters Oberzell bei Würzburg unterstützt, vollkommene Gewerbefreiheit zugesichert erhielten, so legten sie daselbst 1817 eine mechanische Werkstatt, eine Eisengießerei ꝛc. an, zu welcher sie sich Bauern der Umgegend als Arbeiter gezogen hatten. Hierauf begannen sie den Bau von 4 Maschinen, wovon 2 in der Haude- und «Spener'schen Zeitungsdruckerei und 2 in der Decker'schen Officin zu Berlin aufgestellt worden sind. Bald darauf legte Hr. v. Cotta zum Druck der Taschenausgabe von Schiller's Werken und der »Allgemeinen Zeitung« in Augsburg eine Druckerei mit 2 Maschinen an. Durch manche Verbesserung wurden jetzt die Maschinen auch für kleinere Etablissements anwendbar gemacht; denn die bisher gebauten wurden durch Dampfmaschinen getrieben. Diese wurden nun entbehrlich, da 2 Männer durch ein Schwungrad die Maschine ohne besondere Anstrengung in Bewegung setzen konnten. Sie lieferten mit dieser Vereinfachung seit 1814 mehrere Maschinen, als nach Hamburg, Kopenhagen, Stuttgart, Leipzig, Berlin, Koblenz, Frankfurt und Paris. Schon in London bauten K. und B. verschiedene Arten von Druckmaschinen, welche sie sämmtlich in Deutschland noch verbesserten und vorzüglich vereinfachten. Aus ihrem Bericht von 1825 geht hervor, daß sie jetzt 3 Arten verfertigen: 1) Die vollständige

Maschine; diese druckt den Bogen auf beiden Seiten und liefert 900—1000 Bogen in einer Stunde; diese Maschine kann nicht wol anders als durch eine Dampfmaschine getrieben werden; zum Anlegen und Abnehmen des Bogens sind 2 Bursche erfoderlich. 2) Die doppelte Maschine; diese druckt den Bogen nur auf einer Seite auf einmal und liefert 2400 Abdrücke in einer Stunde; es sind bei derselben 2 Bursche zum Anlegen und 2 zum Abnehmen der Bogen nöthig. 3) Die einfache Maschine; diese druckt auch den Bogen nur auf einer Seite und liefert 1400 Abdrücke in der Stunde; hier sind nur ein Bursche zum Anlegen und einer zum Abnehmen der Bogen nöthig. Von dieser Art gibt es 2 Sorten zu groß und klein Format. Diese verschiedenen Arten beruhen auf einem und demselben Princip. In neuern Zeiten hat man, ganz von diesen Druckmaschinen verschieden, eigentlich nur verbesserte Pressen von Gußeisen in mehreren Arten erfunden, die zum Theil in ihrer Construction sehr von einander abweichen. Die vorzüglichsten sind: 1) Die sogen. Stanhope-Presse, in Deutschland von verschiedenen Buchdruckern und Mechanikern nachgemacht und zum Theil verbessert. 2) Die Coggers-Presse, in Deutschland von dem Mechanikus Hofmann in Hamburg nachgemacht. 3) Die Ruthwen-Presse. 4) Die Russell-Presse. 5) Die Clymer- oder Columbian-Presse, in Deutschland von den Herren Vieweg und Sohn in Braunschweig nachgemacht; sie werden in Zorge auf dem Harze gegossen. 6) Die Albion-Presse, und endlich 7) die erst 1826 erfundene Presse des Mechanikus Fr. Hofmann in Leipzig.

Schnepfe (Scolopax), a. d. Ordnung der Sumpfvögel. Von diesem Geschlecht sind über 50 Gattungen bekannt, von denen an 14 noch nicht genau bestimmte Gattungen in Deutschland einheimisch sind. Nach der Richtung des Schnabels vertheilen die Naturforscher die Schnepfen in 3 Familien: 1) mit abwärts gekrümmtem,

2) mit geradem und 3) mit aufwärts gekrümmtem Schnabel. Sie halten sich meistens an der Erde auf; selten sieht man sie auf Bäumen. In den Sümpfen, Moräſten und seichten Gewässern waten sie mit Bequemlichkeit umher und suchen Gewürme, Insektenlarven und Insekten, wovon sie sich nähren; doch fressen sie auch verschiedene Pflanzenblätter. Aus den kalten Ländern ziehen sie meistens im Herbste nach den südlichen. Man ißt von den Schnepfen nicht bloß das Fleisch. Das gesammte Eingeweide, nebst dem in den Därmen befindlichen Kothe, wird, unter alleiniger Beseitigung der Galle und mit starker Würzung versehen, zu einer Art von Brei geklopft, auf Semmelscheiben gestrichen, und in derselben Pfanne, welche bestimmt ist, die von den am Spieße befindlichen Schnepfen herabträufelnde Butter aufzunehmen, gebraten. Den Feinschmeckern gilt dieses Gericht als ein ganz besonderer Leckerbissen.

Schnepfenthal, eine von Salzmann angelegte Erziehungsanstalt in dem Amte Reinhardsbrunn des Herzogthums Gotha. Die Institutsgebäude liegen sämmtlich auf einem geräumigen Hügel, welcher eine weite Aussicht auf eine mit Dörfern besäete Ebene, nach Gotha hin, beherrscht. Die 4 Häuser des Instituts umschließen von 2 Seiten den vordern Platz des Hügels, in dessen Mitte ein umzäuntes Bassin und vor diesem ein laufender Brunnen angebracht ist. Der Hügel ist vorn mit vielen Obstbäumen besetzt und auf einer Seite mit hohen Pappeln eingefaßt. Das älteste (zuerst gebaute) Haus enthält, außer der Wohnung des Directors und a. Zimmern, den Speisesaal, den mit einer Orgel und Galerie versehenen Betsaal zum Behuf der Morgenandachten und Gottesverehrungen, und das Naturaliencabinet, welches im Verhältniß zu seinem Zweck nicht unbedeutend ist. Die Institutsbibliothek befindet sich in einem andern Hause. Außer den nöthigen Seitengebäuden hat die Anstalt auch eine bedeckte

Reitbahn und ein reitkundiger Lehrer besorgt den Unterricht in diesem Fache. Der Platz für die gymnastischen oder Turnübungen ist an einem schattigen Orte, an der Spitze eines nahen Laubwäldchens, mit allen dazu nöthigen Vorrichtungen ausgerüstet, und ein klarer Teich in der Nähe von Reinhardsbrunn dient für das Baden und die Schwimmübungen im Sommer.

Schnepper oder Schnäpper, eine kleine stählerne Armbrust, so genannt wegen des schnappenden Lautes der Sehne; dann 2 wundärztliche Werkzeuge, von denen das eine zum Aderlassen, das andre beim Schröpfen gebraucht wird.

Schnorr (Veit Hans v. Karolsfeld), Maler, geb. zu Schneeberg im Erzgebirge 1764. Als 14jähriger Knabe begleitete er s. Vater auf einer Geschäftsreise nach Leipzig. Der kurze Aufenthalt in dieser Stadt bewirkte eine völlige Veränderung in dem Jüngling; um einst dahin zurückkehren zu können, nahm er die Bedingung dazu, die Rechte zu studiren, sogleich an. Mit Beiseitesetzung jeder Lieblingsbeschäftigung studirte er nun mit rastlosem Fleiße und brachte es in 3 Jahren so weit, daß er die Universität beziehen konnte. Aber die Jurisprudenz konnte ihn nicht fesseln, und als nach vollendeten Studien und bestandenem Examen sein Vater starb, ging er, verheirathet und durch einige Verhältnisse getrieben, nach Königsberg in Preußen, wo er bei Hippel und einem Universitätsfreunde Rath und Theilnahme fand. Die Einladung von einigen adeligen Häusern, den Ihrigen Unterricht zu ertheilen, nahm er gern an und entsprach ihr mit gutem Erfolg. Im Begriff, mit dem Sohne eines russ. Ministers nach Petersburg zu gehen, erhielt er, auf Betrieb seiner Mutter, eine Stelle an der magdeburger Handlungsschule, die er jedoch nach Verlauf eines Jahrs aufgab. Er ging nach Leipzig zurück, wo er sich mit Miniaturmalen und Buchhändlerarbeiten beschäftigte. Durch rastloses

Studium der Kunst und im Umgange mit Oeser, Weiße, Müller, Seume und a. trefflichen Männern bildete er s. Anlagen immer vollkommener aus, wiewol ihm das Glück nicht zu Theil wurde, s. ganze Zeit sorgenfrei und einzig der Kunst zu widmen. Er hat vielfältige Arbeiten auf Elfenbein, in Kupfer, Thon und Gyps und viele Staffeleibilder, unter welchen auch Portraits in Oel, geliefert, die den Beifall der Kenner fanden. Seit 1816 ist er Director und Prof. der k. Kunstakademie zu Leipzig. Unter seinen Kindern zeichnen sich als Künstler aus: Louis (verheirathet in Wien), Eduard und Julius.

Schnorr (Veit Julius v. Karolsfeld), Prof. der Historienmalerei bei der k. Akad. der Künste in München, geb. zu Leipzig am 26. März 1794, componirte schon im 11. und 12. J. mit Leichtigkeit. Als Julius durch mehrere Studien, in Kreide wie in Oel, durch Unterrichtgeben und einige Arbeiten für Buchhändler eine gewisse Reife erlangt hatte, ging er in seinem 16. J. zu s. beiden ältern Brüdern nach Wien. Auch hier gab er Unterricht, um, gleich den Brüdern, einen Theil seiner Bedürfnisse zu gewinnen, da der Vater allen Ansprüchen einer so zahlreichen Familie zu genügen außer Stand war. Damals trat bei unserm jungen Künstler jener Zwiespalt ein, den wol Jeder bestanden hat, dem es mit s. Bestreben Ernst ist. Früher hatte ihn Michel Angelo's gewaltige Kraft angezogen; dann mehr dem Gleichmaße der Formen zugewandt, war er an der Richtigkeit seiner Wahl irre geworden. In Wien hatte sich s. Ansicht von der Würde der Kunst so gesteigert, daß er zweifelte, ob er je ihren Ansprüchen werde genügen können. Schon war er daran, völlig umzukehren, um als Handwerker nützlicher zu wirken, als ihn der väterliche Zuspruch und die Ermahnungen einer Schwester aufs neue ermuthigten. Nun wandte sich Schn., den die Charakterlosigkeit der verflachten Kunst anekelte, mit jugendlicher Bewunderung zu dem seelenvollen Ausdrucke

der altdeutschen Meister und zu ihrer Kindlichkeit in der Darstellung. Ein Zuruf des Vaters, den Weg wohl zu beachten, den er gehe, sowie die Kritiken der leipziger Kunstfreunde, erregten s. Aufmerksamkeit und s. Umblick. Sein ganzes Streben gewann einen neuen Anlauf, der zu einem schönern Ziele führte. Nach Beendigung des Kriegs entstand bei Schn. der Wunsch, nach Italien zu gehen. Durch eine Versteigerung einiger eingeschickten Arbeiten, die einige Freunde unter sich anstellten, wurden einige 100 Thaler gewonnen, die, bedeutend vermehrt durch den Verkauf des h. Rochus an Hrn. Proclamator Weigel und einer heil. Familie an Hrn. v. Quandt, hinreichten, um die Reise anzutreten. Unterwegs entwarf Julius die Hochzeit zu Kana, die, halb vollendet, einen Schottländer in Rom so anzog, daß er den Künstler auffoderte, sie für ihn zu vollenden. Bald darauf erhielt Schn. vom Marchese Massimi den Auftrag, im mittlern Saale seiner Villa zu Rom Scenen aus Arioſto in Fresco zu malen. Er begann sogleich das Ganze im Kleinen zu entwerfen und zu coloriren; aber jetzt ward er von dem italienischen Fieber befallen, das ihn durch eine sechsmalige Wiederholung dermaßen schwächte, daß er an der Möglichkeit der Ausführung seines Unternehmens verzweifelte. Er glaubte, um nicht den Marchese und sich selbst in Verlegenheit zu setzen, dieser Arbeit entsagen zu müssen, und ging, um zu genesen, nach Florenz. Hier erlangte er seine völlige Gesundheit wieder. Bald darauf vernahm der Kronprinz, jetzige König von Baiern, in Rom, was geschehen. Ihm, der schon früher den jungen Künstler mit Wohlgefallen ausgezeichnet hatte, that dessen Entsagung leid; aber die Ausführung war bereits einem Italiener übertragen worden. Doch bald darauf starb dieser Italiener, und dem Wunsche des Kronprinzen zufolge ward dem nun völlig genesenen Schn. die Arbeit übertragen. 1825 hat der Künstler diese schönen Gemälde, Scenen aus Arioſto,

vollendet, von deren Werth die 11 Cartons, die einige Zeit in der Amtswohnung des Vaters in Leipzig zu sehen, auch in Deutschland die begründetste Meinung verbreitet haben. Vgl. das »Kunstblatt« zum »Morgenblatt«, St. 26, J. 1825, wo auch ein Umriß mitgetheilt worden ist. 1827 berief ihn der König Ludwig von Baiern nach München. Sch. verließ Italien, kehrte zuerst in sein Vaterhaus zurück, reiste dann nach Wien, wo er sich verheirathete, und hat sich nun in München niedergelassen, wo er jetzt eine Galerie aus den Nibelungen malt.

Schnupfen. Alles, was Entzündung überhaupt und insbesondere Entzündung der Schleimhaut der Nase hervorzubringen vermag, erregt oder befördert den Schnupfen. Neigung dazu entsteht überhaupt aus Ueberfluß an Blut, besonders an Schleimstoff in demselben, und vorwaltende Thätigkeit der Schleimhäute. Die Ursachen, welche den Ausbruch des Schnupfens veranlassen, sind solche, welche nun wirklich die Thätigkeit des arteriellen Haargefäßsystems der Schleimhaut zum Uebermaß bringen, besonders Einwirkung von sauerstoffreicher Luft, daher vorzüglich bei Nordost- und Nordwestluft der Schnupfen, sowie überhaupt katarrhalische Entzündung jeder Art, allgemein herrschend wird. Aber auch jede Veranlassung zur Erhitzung, wodurch die Thätigkeit des arteriellen Blutsystems übermäßig erregt wird, kann dieses bewirken, daher plötzlicher Uebergang aus der Kälte in die Wärme, heiße Stuben, in welche man aus der kalten Luft kommt, auch der Genuß von erhitzenden Getränken, besonders Wein und Branntwein, ihn sehr oft erregen. Eine häufige Veranlassung zum Schnupfen ist die Unterdrückung zur Hautausdünstung, daher auch bei feuchter und kalter Luft der Schnupfen sich häufiger einfindet. Winter und Frühjahr sind besonders die Jahreszeiten, in welchen der Schnupfen herrschend ist, weil in ihnen alle oben angeführte Ursachen,

kalte und feuchte Luft, schneller Wechsel von Kälte und Wärme, Ueberfüllung des Blutes mit schleimigen rohen Stoffen von zu reichlichem Genusse der Nahrungsmittel, besonders stattfinden. — Der Schnupfen ist also allemal auch eine Krankheit, obgleich eine gelindere, die aber durch ihre Heftigkeit und Verbreitung größere Beschwerden verursachen und sogar gefährlich werden kann, wenn der entzündliche Zustand durch Vernachlässigung oder fortgesetzte Einwirkungen der Ursachen sich nach dem Gehirn oder nach den Lungen hinzieht. Kann man also den Schnupfen verhüten, so ist es in der Regel besser. Nur darf man nicht glauben, daß man ihm bloß dadurch entgehe, wenn man sich recht warm hält; im Gegentheil verzärtelt man sich dadurch und setzt sich um so leichter der Erkältung aus. Gerade diejenigen, die in warmen Stuben sich aufhalten, sich in Pelz und Wolle einhüllen, erkälten sich, wenn sie von einem rauhen Lüftchen bestrichen werden, und haben beinahe beständig den Schnupfen. Die krankhafte Empfindlichkeit, in welche die Haut durch diese Verzärtelung versetzt wird, pflanzt sich auch auf die innere Haut der Nasenhöhle fort und gibt die Anlage zum chronischen Schnupfen. Zur Verhütung des Schnupfens gehört überhaupt Stärkung der körperlichen Natur, Abhärtung des Körpers gegen die Einflüsse der Witterung, Verhütung einer Anhäufung von rohen schleimigen Nahrungsstoffen im Blute. Hierzu dient öfteres Baden in lauem, und tägliches Waschen, besonders des Kopfes, des Halses und der Brust, mit kaltem Wasser, und darauf vorzunehmendes Bürsten oder Reiben der Haut; ferner täglicher Genuß der freien Luft, Mäßigung im Essen und Trinken, besonders im Genusse fetter Speisen und hitziger Getränke. Bei erhitztem oder schwitzendem Körper vermeide man schnelle Abkühlung durch Zugluft, Entkleidung oder kaltes Waschen; man vermeide aber auch den schnellen Wechsel von Kälte und Wärme. Er-

lauben es die Umstände, so verhalte man sich, aus der Kälte kommend, erst in einer nur mäßig erwärmten Stube, ehe man in die wärmere sich begibt, so lange, bis der Körper sich erst an einen gelindern Grad von Wärme gewöhnt hat. Zu heiße Stuben überhaupt vermeide man ganz. — Wer mit dem Schnupfen wirklich befallen ist, beobachte in der ersten Periode, von etwa 3 — 4 Tagen, durchaus die kühlende Methode, halte sich in einer nur ganz mäßig erwärmten Stube auf, wasche den Kopf, das Gesicht, den Nacken, den Hals und die Brust einige Mal des Tages mit kaltem Wasser, gurgele sich öfters mit Wasser, worin etwas Salpeter aufgelöst, oder welches mit ein wenig Weinessig vermischt ist. Wer sich vorher gewöhnt hat, zuweilen kaltes Wasser in die Nase zu ziehen, thue es auch jetzt öfters; wer aber hieran nicht gewöhnt ist und heftigen Stockschnupfen hat, mit starkem Schmerz in die Stirn hinauf oder in die Backenknochen, der ziehe öfters den Dampf von warmem Wasser in die Nase, setze aber dieses nicht länger, als die Umstände es nöthig machen, fort. In Ansehung der Speisen und Getränke lege man sich strenge Enthaltsamkeit auf. Das Getränk bestehe aus Limonade, Zuckerwasser oder auch bloßem reinen Wasser; Bier, Wein und andere erhitzende Getränke vermeide man. Der Speisen enthalte man sich so viel es sein kann und genieße bloß etwas Suppe von Hafergrütze, leicht bestrichenes Butterbrot, oder etwas Aehnliches. Dabei nehme man einige Mal des Tages, besonders Nachmittags und Abends, eine Gabe von Weinsteinrahm, Salpeter und Zucker. Vor dem Schlafengehen wasche man sich noch einmal auf schon angezeigte Weise und setze die Füße in ein laues Bad. Dabei vermeide man auch in dieser Periode nicht den Genuß der freien Luft, sondern, zumal wer schon daran gewöhnt ist, gehe täglich ins Freie. Nur vor den zu warmen Zimmern hüte man sich bei der Zurückkunft. Durch diese Behandlung

bricht man gleich anfangs die größte Stärke des Schnupfens, sodaß Fieber, Hitze und Kopfschmerzen, die lästige Verschwellung und Verschließung der Nasenhöhle und die Entzündung derselben nicht weiter zunehmen und sich verbreiten wird.

Schnürbrust, Schnürleib. Soll der Gebrauch der Schnürbrust keinen Nachtheil für die Gesundheit verursachen, so muß sie der Gestalt des weiblichen Körpers überhaupt und der Person insbesondere angemessen sein, für welche sie bestimmt ist, ohne bedeutende Abweichung, weder in Ansehung der Größe, noch der übrigen Form zu haben. Die Schnürbrust darf, indem sie angelegt wird, durchaus die natürliche Form des Körpers nicht verändern, sondern sie muß sich ganz nach ihr richten; sie muß demnach vorn elastisch, nach den Seiten nachgebend, nach vorn und unterwärts etwas weniges weiter und in einem kaum merklichen Bogen ausschweifend sein. Die Seiten herunter müssen durchaus über die Hüften, wenigstens einen Zoll tief, heruntergehen und diesen geschlossen anliegen. Nach unten und vorn, wo der Unterleib umschlossen wird, kann die Form steif und etwas rund, noch oben muß sie vorn mehr platt und breit sein, auf den Seiten einen Bogen nach hinten zu nehmen. Bis in die Gegend der Herzgrube kann die Schnürbrust anliegen, doch ohne Druck, nur den Unterleib, wenn er etwas zu stark ist, wenn er herunterhängt, kann und muß sie durch etwas festern Druck unterstützen. Dies ist nicht nur ohne allen Nachtheil und dem Gefühl beim Gehen sehr wohlthätig, sondern es ist auch für den Körper selbst vortheilhaft, indem es die Eingeweide des Unterleibes unterstützt und die zu große Ausdehnung desselben, welche der Schönheit zuwider ist, beschränkt. Von der Gegend der Herzgrube an, unter der Brust, muß aller Druck von der Schnürbrust aufhören. Hier muß sie ausgeschnitten sein und nach den Seiten und dem Rücken zu etwas weniges höher gehen. Soll sie

vorn an der Brust noch höher heraufgehen, so muß sie nach dem Bogen, den die Brüste in ihrer gehörigen Lage bilden, gewölbt sein, sodaß sie von der 7. Rippe an etwa noch $1\frac{1}{2}$ oder 2 Zoll hoch eine bogenförmige hohle Wölbung bildet, welche den Brüsten, wenigstens der untern Hälfte derselben, Schutz gegen Druck und Verletzung und eine Unterstützung geben, daß sie nicht zu tief herabsinken. — Zum Material der Schnürbrust schicken sich dünne Fischbeinstäbchen am besten, welche mit der gehörigen Elasticität versehen sind, ohne zu starken Druck auszuüben. Noch dienlicher dazu wäre vielleicht, zumal im Winter, gewöhnlicher Hutfilz, der nach der gehörigen Form geschnitten in Leinwand eingenäht würde. Bei der Anlegung der Schnürbrust ist zu beobachten, daß der Druck überall nur mäßig sein muß, sodaß sie an allen Stellen zwar geschlossen und fest anliegt, doch den Theilen keine andere als die naturgemäße Form gibt. Der verhältnißmäßig stärkste Druck muß von dem untersten Theile, dem eigentlichen Schnürleibe, ausgehen, und nicht stärker sein, als erfoderlich ist, um die Eingeweide in ihrer natürlichen Lage zu erhalten, oder wenn sie (bei Fettbäuchen, Hängebäuchen) von derselben etwas herunterwärts abgewichen wären, in dieselbe zurückzuheben. Bei jüngern Personen, deren Gestalt durch die Jahre oder durch andre Veränderungen noch nicht gelitten hat, bedarf der Unterleib nur eines mäßigen Drucks durch das Zusammenschnüren, sodaß der Schnürleib der natürlichen Form des Unterleibes nur fest anliegt, dem Gegendrucke nicht nachgibt und nur ein Stützpunkt für den Unterleib wird. Von hier aus nach oben muß das Anziehen in der Stärke gradweise abnehmen, sodaß es um die kurzen Rippen herum schwächer wird, und die darunter liegenden Theile nicht gedrückt werden. — Die meisten Schnürbrüste sind unten zu eng und pressen den Unterleib zu sehr ein. Hierdurch müssen allemal die Eingeweide derselben sehr viel Druck ausstehen, wodurch

das Athmen ängstlich und erschwert wird, Beklemmungen, Herzklopfen, Ohnmachten, Blutungen, besonders Bluthusten und andere Uebel entstehen. Auch muß die schädliche Einwirkung auf die Nerven des Unterleibes in Erwägung kommen, die durch öftern Druck beleidigt und in ihrer Verrichtung gestört werden, daher so häufig Krämpfe, Hysterie, selbst Melancholie ihren Ursprung bloß von dem Mißbrauche der Schnürbrüste haben. Ein andrer Fehler ist der, wenn die Schnürbrust zu weit heraufgeht und dabei eng und platt ist, sodaß sie die Brüste mit Gewalt heraufdrängt und an ihrem untern Theile drückt. Dieser Fehler ist jetzt, da man die ehemalige Form der Schnürbrüste etwas abgeändert hat, noch häufiger als der vorige. Nach der ältern Mode sollte es für Schönheit gelten, wenn die Frauenzimmer um die Hüften herum so eng zusammengeschnürt waren, daß von beiden Seiten die Hüftknochen weit hervorstanden, wozu die auf beiden Seiten durch hohle Taschen (poches) ausgebreitete Kleidung noch mehr beitrug, sodaß damals die so angeputzten Damen mit Recht einem Insect verglichen wurden, das in der Mitte ganz dünnleibig ist, nach oben u. unten aber immer breiter wird. Doch blieb damals die Brust mehr verschont, weil die Schnürbrust nach oben geräumiger war und die Brüste weniger drückte. Die neuere Art aber preßt diese nicht nur mehr in die Höhe, sondern drückt sie auch, der natürlichen Schönheit ganz zuwider, von unten beinahe platt, welches zu den traurigsten Folgen Anlaß gibt. Die Natur hat die Brüste nicht unter das Kinn versetzt, wo hinauf man jetzt zuweilen sie gepreßt erblickt, sondern ihr Platz ist von der 3. bis zur 6. oder 7. Rippe. Jede Verletzung derselben kann die traurigsten Folgen haben; und selbst ein gelinder, aber oft wiederholter und anhaltender Druck auf diese Theile kann höchst nachtheilig werden. Auch sind diejenigen Schnürleiber schädlich, die mit einem sogenannten Blankscheit versehen sind, wel-

ches nach oben zwischen dem Busen auf die Brustknochen drückt und das Schnürleibchen so gegen die Brüste andrängt, daß diese von unten platt und hinaufwärts recht voll gepreßt werden. Nach unten aber drückt dieses Blankscheit so auf den Unterleib, daß auch hier das Schnürleibchen fester und stärker denselben zurückdrängt. Diese Anwendung des Blankscheits, zumal wenn es zu lang und von Holz oder gar von Metall ist, hat in jeder Rücksicht Manches wider sich. Es ist der wahren Schönheit und Grazie nicht günstig, wenn ein Frauenzimmer so gerade, steif, gezwungen und gestreckt einhergeht, als wenn der ganze Körper aus Holz geschnitzt wäre, oder wenn die Brust von unten herauf platt gedrückt ist, oben der Stab herausguckt, oder auf dem Leibe die untere Spitze des Blankscheits sich von dem Drucke nach oben biegt und wie ein Schnabel die Oberkleider in die Höhe hält. Ist aber auch das Blankscheit nicht zu lang, so kann sich doch ein Frauenzimmer, beim Bücken durch den Druck von demselben, wenn es zu stark und zu hart ist, oder wenn es sich von der Mitte nach der Seite hin verschiebt, auf die Brust oder auch auf den Unterleib den größten Schaden zufügen. (S. Riedel »Keine Schnürbrüste mehr!« (Quedlinburg 1832.)

Schnurrer (Christian Friedrich v.), Orientalist, geb. d. 28. Oct. 1742 zu Kanstadt im Würtembergischen. Großen Antheil nahm er seit 1793 an den »Tübinger literarischen Nachrichten«. Bei den politischen Streitigkeiten im Würtembergischen befand sich Schn. anfangs auf der königl. Seite; später zeigte er sich der Gegenpartei geneigt. Zuletzt lebte er von allen Geschäften zurückgezogen in Stuttgart, und hatte sogar s. schöne Bibliothek an einen Engländer, seinen ehemaligen Schüler, verkauft, der mehrere von Schn. unvollendet gelassene Arbeiten fortzusetzen willens ist. Außer seinen philologischen Abhandlungen über die Psalmen, über verschiedene Propheten ꝛc. nen-

nen wir s. »Bibliotheca arabica« (neueste Aufl., Halle 1811), die einen rühmlichen Beweis von des Verf. Genauigkeit und Gelehrsamkeit gibt. Er starb 1822.

Schoa, Choa, von Habesch unabhängiger Staat im südlichen Theil Abyssiniens, im westl. Afrika, mit dem Gebirge Schalka, ist fruchtbar und sehr bevölkert. Die Hauptstadt ist Tegulet und die Residenzstadt Ankobar.

Schoberlechner 1) (Friedr.), berühmter Forteplanovirtuos zu Petersburg, vormals Capellmeister der Herzogin von Parma, aus Wien. (Variationen.) 2) (..., geb. dall' Occa), Gattin des Vorhergehenden, berühmte Sängerin bei der ital. Oper zu Petersburg. Ließ sich unter andern auch zu Berlin hören.

Schock 1) eine Anzahl von 60 Stücken; 2) war es, als noch keine Gülden und Thlr. bekannt waren, eine Rechnungsmünze von 60 Groschen. In Sachsen hatte man 2 Arten Groschen, nämlich Wilhelminer oder alte silberne, wovon 160 eine feine Mark Silber enthielten, und Löwengroschen, von denen 60 Stück ein Schock und so viel wie 20 alte silberne Groschen ausmachten. Daraus entstand der Unterschied zwischen alten und neuen Schocken, der in Sachsen noch jetzt in gewissen Fällen, z. B. bei Geldstrafen ꝛc., stattfindet, wo dann ein altes Schock zu 20 Groschen, ein neues aber zu 2 Thlr. 12 Grosch. gerechnet wird. 3) Heißen gewisse Landsteuern in Sachsen Schocke. (Vgl. Quatember.)

Schoen (Martin), Maler, Goldschmied und Kupferstecher, wurde zu Kolmbach geb. und starb 1486 zu Kolmar. Man hat ihn mit dem Maler Hypsch Martin Schöngauer, geb. zu Kolmar und 1699 gest., häufig verwechselt. Man kennt von M. Sch. 121 größtentheils biblische Gemälde.

Schöffer (Peter), s. Buchdruckerkunst.

Scholarchat heißt in einigen Ländern die über eine gelehrte Schule Aufsicht führende Behörde. Scholarchen sind die Glieder dieser Behörde oder die Aufseher über Lyceen und Gymnasien. Gewöhnlich wird diese Würde von den obersten Magistratspersonen und den ersten Geistlichen bekleidet.

Scholastiker nannten die Römer die Lehrer der Beredtsamkeit. Im Mittelalter entstand eine eigene Gattung von Philosophen u. d. N. Scholastiker und eine eigene scholastische Philosophie oder Schulweisheit, deren Wesen in der Anwendung einer aus der alten Zeit stammenden Dialektik auf die Theologie und der innigen Verbindung beider bestand. Da diese Anwendung mehrere Verschiedenheiten darbietet, welche periodisch zum Vorschein kommen, so stimmen die Geschichtschreiber über den Anfang der scholastischen Philosophie nicht überein. Diejenigen, welche den theologischen Gehalt derselben vorzüglich berücksichtigen, machen den Augustinus zum Urheber derselben, Andre finden ihren Anfang in den monophysitischen Streitigkeiten im 5. und 6. Jahrh. Gewöhnlich nennt man als ersten Scholastiker Joh. Scotus Erigena im 9. Jahrh., ohne diesen zum eigentlichen Urheber der Scholastik zu machen. Er war Philosoph s. Jahrhunderts, der neuplatonischen Weise sich anschließend. Die scholastische Philosophie erhielt ihren Namen dadurch, daß sie aus den von und seit Karl. d. Gr. gestifteten Schulen zur Bildung der Geistlichen hervorging. Die hier vorgetragene Philosophie bestand in einer aus den latein. Erklärern des Aristoteles, besonders dem Pseudo-Augustinus und Boëthius, sowie aus des Porphyrius Einleitung zu den Aristotelischen Schriften gezogenen Zusammenstellung logischer Regeln und ontologischer Begriffe, die u. d. N. Dialektik die theoretische Philosophie überhaupt ausmachten und mit der spätern alexandrinischen Vorstellungsart von Gott, s. Eigenschaften und Verhältnissen zur Welt

verbunden oder darauf angewendet wurden. Ihre ursprüngliche Tendenz war keine andere, als das dogmatische Religionssystem der Kirche zu befestigen und zu vertheidigen.

Scholien sind kürzere oder längere Erklärungen zu einem griech. oder lat. Schriftsteller, welche vornehmlich die alten Grammatiker, die den praktischen Theil der Sprachwissenschaft lehrten, beizuschreiben pflegten. Die Vf. solcher Scholien heißen Scholiasten. Wir besitzen noch eine Menge alter Scholien zu griech. Dichtern und Schriftstellern, weniger zu lateinischen. Die Namen der Verf. sind meist unbekannt. Man kennt jedoch den Scholiasten Didymus, den Joh. Tzetzes und Eustathius, den berühmten Scholiasten des Homer (beide Letztere gehören ins 12. Jahrh.).

Schöll (Maximilian Samson Friedrich), geb. 1766 in einem nassau-saarbrückschen Dorfe, erhielt seine Bildung auf dem Gymnasium zu Buchsweiler, bis er, 15 J. alt, die Universität Strasburg beziehen konnte und sich besonders in Geschichte, Politik und Staatsrecht ausbildete. Bekannt geworden im Hause der Generalin von Krook aus Liefland und Erzieher ihres Sohnes, kam er hier in einen Kreis der gebildetsten Männer von allen Nationen und begleitete sie mit ihrer Familie auf einer Reise durch Frankreich nach Italien, die durch Hirt's Gesellschaft für ihn doppelt lehrreich wurde. In Paris war er 1789 Zeuge der ersten Revolutionsauftritte, und obschon er, als er seinen bisherigen Reisegefährten nach Petersburg gefolgt war, hier sehr glänzende Einladungen erhielt, so führte ihn der Enthusiasmus für die erwachte Freiheit doch schon 1790 wieder nach Strasburg zurück, wo er sich, der juristischen Laufbahn widmend, bald bedeutend auszeichnete, aber auch bald von seinen schönen Träumen zurückkam. Das Schreckenssystem drohte auch seine Existenz zu gefährden. Zu rechter Zeit gewarnt, verließ er Strasburg, um in der

Nähe von Kolmar zu leben. Auch hier in der größten Gefahr, floh er nach Wasgau und von da nach dem eidgenössischen, aber streng blokirten Mühlhausen, von wo er aus Furcht, ausgeliefert zu werden, als Fleischer verkleidet in die Schweiz ging. In Basel legte er sich auf die kaufmännischen Wissenschaften, und eine Einladung rief ihn 1794 erst nach Weimar und dann nach Berlin, wo ihm der berühmte Buchdrucker Decker den Vorschlag machte, eine eben errichtete Druckerei in Posen zu übernehmen. Robespierre's Sturz 1795 erlaubte ihm die sichere Heimkehr ins Vaterland, und so kam Decker mit ihm überein, daß er statt des Geschäfts in Posen einer ihm in Basel gehörigen Buchhandlung und Druckerei vorstehen möchte. Unter der Firma: Jakob Decker, ward sie, von ihm geleitet, mehrere Jahre lang der Sammelplatz Aller, die in dem neutralen Basel die Erzeugnisse der franz. und deutschen Literatur kennen lernen wollten. Die Herausgabe von Delille's »L'homme des champs«, von der in einem Monate 40,000 Ex. zu 1 bis 96 Fr. in allen Formaten abgesetzt wurden, gehört gewiß zu den seltensten Unternehmungen des Buchhandels. Nach dem luneviller Frieden verkaufte Decker seinen Antheil an der Handlung und Sch. verlegte sie nach Paris, bis er sie 1806 mit der der Gebrüder Levrault vereinigte, wo die noch nicht vollendete Humboldt'sche Reise — ein Exempl. kostet gegen 2000 Thlr.! — wiederum zu den größten Unternehmungen gehört, die von Privatleuten ausgeführt wurden. Von 1807 richtete Sch. seine Aufmerksamkeit darauf, die franz. Gelehrten mit den verschiedenen Ausgaben der alten Classiker bekannt zu machen und das Studium dieser zu verbreiten, allein diese mancherlei gewagten Unternehmungen und die Stockungen 1812 in allen Geschäften wirkten auch auf ihn so nachtheilig, daß er nur durch die Unterstützung eines großmüthigen Freundes dem Fallissement entging. Beim Einzuge der Verbünde-

ten in Paris ward er im Cabinet des Königs von Preußen, auf Antrag von Alex. v. Humboldt, angestellt, und nach der Abreise des Königs blieb er bei der preuß. Gesandtschaft. Napoleons Unternehmung 1815 bestimmte ihn, Frankreich zu verlassen. Der Fürst Staatskanzler rief ihn nach Wien, von wo er nach Berlin ging und sich wieder dem Cabinet anzuschließen den Befehl erhielt. So kam er bald noch einmal nach Paris zurück und leistete als Legationsrath beim Liquidationsgeschäfte wichtige Dienste. Nach manchen diplomatischen Sendungen 1819 ward er in Berlin als Geh. Oberregierungsrath und vortragender Rath beim Fürsten Staatskanzler angestellt und erhielt späterhin noch die Mitgliedschaft des Obercensurcollegiums. Dann ging er wieder nach Paris, wo er noch jetzt sich aufhält. Von mehreren trefflichen Werken, die er verfaßt und herausgegeben hat, nennen wir s. »Histoire de la littérature romaine« (1815, 4 Bde.); »Congrès de Vienne (1815, 6. Umarbeitung); »Annuaire généalogique«; s. »Recueil de pièces officielles destinés à détromper les Français« (1814—15, 9 Bde.); »Tableau des peuples qui habitent l'Europe« (neueste Aufl., 1823). Schätzbar ist seine Fortsetzung von Koch's »Histoire des traités de paix« (15 Bde.). Diesem Werke schließen sich die »Archives polit.« (1818—19, 3 Bde.) an. Sein neuestes Werk ist: »Cours d'histoire des états européens, depuis le bouleversement de l'empire romain d'occident jusqu'en 1789«. (Paris et Berlin. Bis 1831 erschienen davon 15 Bde.)

Schomberg (Friedrich Hermann v.), folgte 1650 einer Einladung, in franz. Dienste zu treten, wo er als Gouverneur in Gravelines und der Umgegend angestellt wurde. 1661 ging er im Auftrage Ludwig XIV. nach Portugal u. befehligte im dortigen Heere so glücklich, daß Spanien 1668 zum Frieden und zur Anerkennung des Hau-

ses Braganza genöthigt wurde. Für ebenso ausgezeichnete Dienste in Catalonien 1672 erhielt er endlich, obschon er Protestant war, 1675 den Marschallsstab nach der Einnahme von Bellegarde. Beim Feldzuge in den Niederlanden entsetzte er 1676 Mastricht. Als aber 1685 das Edict von Nantes erging, verließ er Frankreich und ging zum Kurfürsten von Brandenburg, der ihn zum Gouverneur in Preußen ernannte und als Generalissimus seines Heeres und als Staatsminister anstellte. Nachdem er auch hier quittirte, trat er erst in portug. und zuletzt in holländ. Dienste, wo er den Prinzen Wilhelm von Oranien auf s. Expedition nach England begleitete. Er folgte ihm 1689 nach Irland, wo Jakob eine Landung versucht hatte, und ging, um diesen, der gegenüberstand, anzugreifen, an der Spitze seiner Reiterei über die Böyne (den 11. Jul. 1690). Hier schlug er die feindliche viel stärkere Reiterei, während Wilhelm das Fußvolk s. Schwiegervaters warf. Indessen mußte Sch. den Sieg mit dem Leben bezahlen.

Schön, Schönheit. So verschieden und irrig auch der Gebrauch dieser Ausdrücke sein mag, so kommen doch Alle darin überein, daß sie unter dem Schönen etwas Vorzügliches und unter der Schönheit einen Vorzug, eine Vollkommenheit verstehen, wenn auch das, was sie für vollkommen halten, nicht immer wahrhaft vollkommen ist. Die Schönheit ist sonach eine Idee, denn die Ideen sind Gedanken des Vollkommenen, Urbilder, denen das Wirkliche nur als Abbild gleicht. Nun aber deuten wir selbst durch den Ausdruck schön, welcher von scheinen herstammt, auf eine Vollkommenheit des Scheins oder der Erscheinung; die Schönheit ist also die Idee von der Vollkommenheit der Erscheinung, und schön ist sonach, was einen vollkommenen Schein von sich gibt. Das Schöne zeigt sich aber nicht nur an allen sinnlich wahrnehmbaren Gegenständen, sondern auch an denjenigen Veränderungen unsers Innern, die wir durch den innern

Sinn erfahren, insofern sie durch die Einbildungskraft gestaltet, sich auf sinnliche Vorstellungen beziehen, denn in allen diesen Fällen reden wir von Erscheinungen. Daß wir aber bei dem Ausdrucke schön zunächst an das Sichtbare denken, ist nicht zu verwundern, da der Schein im engern Sinne von beleuchteten oder Licht ausstrahlenden Gegenständen ausgeht, die sichtbaren Erscheinungen aber die bestimmtesten sind, an welchen wir deßhalb die Vollkommenheit sinnlicher Gegenstände am leichtesten und frühesten aufzufassen und festzuhalten gewohnt werden. Aus diesem Grunde hat man auch das Schöne früher in den Werken der bildenden Kunst erkannt. — Die Vollkommenheit der Erscheinung ist aber darum nicht bloß eine sinnliche Vollkommenheit. Letztere nämlich würde entweder auf der bloßen Angemessenheit der sinnlichen Gegenstände an unsere Empfindungs- u. Wahrnehmungsorgane beruhen und insofern ganz subjectiv sein, oder zugleich auf objectiven Eigenschaften der Dinge, die wir mittelst der Empfindungen vorzustellen angeregt werden. Wäre das erstere der Fall, dann würden nebst den Ursachen der äußern Lebensempfindung die Gegenstände derjenigen Organempfindungen, welche wir vorzugsweise subjectiv nennen (d. i. des Geruchs und des Geschmacks), um dieser Einwirkung willen schön sein, da sie doch nur einen materiellen Reiz in unsern Organen hervorbringen; und so fiele das Schöne überhaupt mit dem Angenehmen zusammen. Auch würde daraus folgen, daß der sinnlichste Mensch die Schönheit am meisten zu fassen fähig sei, und daß das Schöne die sinnlichen Begierden am meisten reize; allein jenes widerlegt der Zustand ungebildeter Völker, dieses gilt nur von einigen Arten dessen, was schön genannt wird. Auch nennt die Sprache Kunst- und Schönheitssinne nur diejenigen, durch deren Empfindungen wir objective Eigenschaften, und zwar zunächst individuelle Formen der Dinge anzuschauen fähig sind. Wo wir abe

diese anschauen, da ist zwar der sinnliche Reiz nicht gänzlich ausgeschlossen, es verbindet sich indeß mit ihm die höhere Bedeutung des Geistigen. Vollkommenheit der Erscheinung finden wir also da, wo wir ein durch die Sinne oder die Einbildungskraft anschaubares und überschauliches Ganzes wahrnehmen oder hervorbringen, dessen Mannichfaltiges nicht nur zur Hervorbringung eines wohlthätigen und erfreulichen Gesammteindrucks zusammenstimmend wirkt (formale Vollkommenheit des Gegenstandes), sondern auch zu einer das Ganze belebenden und bildenden Idee innigst übereinstimmt (ideale Vollkommenheit). Die Schönheit oder die V[illegible]enheit der Erscheinung besteht also darin, daß die sinnlich vollend[illegible] Form Form oder Ausdruck des Idealen wird und sich dadurch auf die höchsten Gegenstände der Menschheit bezieht. Sonach ist weder das Sinnliche an sich schön, sondern nur durch eine in demselben sich ausprägende Idee, noch das Reingeistige, und wir reden uneigentlich von einer schönen Seele, wenn sie sich nicht in entsprechenden anschaubaren Handlungen äußert, wie wir anderntheils nur dann mit Recht von schönen Formen reden, wenn wir dieselben auf ein ideales Muster beziehen können, das in ihnen gleichsam ausgeprägt wird. Alles Schöne, d. i. alles dasjenige, was sich dieser Idee nähert, ist etwas Sinnliches und Geistiges zugleich, aber beides in harmonischer Verbindung sinnlich angeschaut. Hiermit haben wir nun den allgemeinen Begriff vom Schönen mitgetheilt, nach welchem die Schönheit der erhabenen Idee des Guten und Wahren zur Seite steht. — Gleichwie nun die Idee der Menschheit beide Geschlechter, das männliche und das weibliche, begreift, in welchen das rein Menschliche unter verschiedenem Charakter erscheint, so wird auch die Anmuth und Erhabenheit von der Idee der Schönheit umfaßt, sodaß wir jene die weibliche, diese die männliche Schönheit nennen würden, weil beide auf ähnlichem Gegensatz beru-

hen. Hiermit ist auch zugleich der Grund des gemeinen und beschränkten Sprachgebrauchs angedeutet, welchen die meisten Aesthetiker oft bewußtlos befolgt haben, wenn sie das Schöne dem Erhabenen entgegengesetzt und unter jenem das Anmuthige, Reizende, die Grazie (denn so wird dasselbe nur unter verschiedenen Beziehungen genannt) verstanden haben; auch zeigt sich klar, wie einseitig es ist, nur das Weibliche schön zu nennen. Es kann nämlich, unbeschadet jenes harmonischen Verhältnisses, ohne welches kein Ding schön genannt werden darf, die Idee, welche den Gegenstand belebt, 1) entweder die Form ganz erfüllen und [illegible]am aus ihr hervorzugehen scheinen, welches der Fall ist, wenn die Idee selbst sich auf den Kreis des Sinnenlebens unmittelbar bezieht. Hier, wo die Form uns ganz anzieht und ihren Sinn vollkommen erklärt, wo die Vollkommenheit der Form mit einem leichten Uebergewicht hervorzutreten scheint, reden wir von Anmuth und Grazie, und sie ist mehr die Gabe der Natur, der höchste Reiz, welchen diese ihren Bildungen geben kann, ja sie erscheint auch überall natürlich und ungezwungen. Sanftes Ineinanderfließen der Formen, eine den Sinn ergötzende und an ihre Beschauung fesselnde Bewegung sind die Zeichen der Anmuth, ein heiteres, ruhiges Spiel der Seelenkräfte ihre Wirkung. Oder 2) die Form eines Gegenstandes erhebt uns durch Andeutung einer Idee, welche über alle Form erhaben ist, zu der Vorstellung und dem Gefühle des Unendlichen. Dies ist das Erhabene; und das Erhabene liegt in uns, insofern es Etwas ist, das den unendlichen Geist durch sichtbare oder hörbare Einwirkung in seinem innersten Wesen erschüttert, indem es das Gefühl des Unendlichen und Unerreichbaren in ihm aufregt. Hier scheint der Gegenstand mehr durch sein inneres Wesen auf ihn zu wirken als durch seine Form, ja er scheint oft alle Form abzuwerfen (z. B. Felsenmassen, die gen Himmel ragen), und doch

wirkt er durch seine Form, wenn auch nur negativ, indem er das Unzureichende aller Formen an die Unendlichkeit der Ideen andeutet, aber seine äußere Größe wirkt nur mittelbar zu dieser Stimmung mit. Nun aber wirkt ein äußerer Gegenstand entweder extensiv (dieses, das mathematisch Erhabene, welches auf Ausdehnung beruht), oder intensiv (dieses das dynamisch Erhabene, welches auf Wirksamkeit der Kraft beruht); das Geistige aber wirkt durch die Kraft der Vorstellung oder durch Hoheit des sittlichen Willens das Gefühl des Erhabenen. Hier aber kann nur von dem Erhabenen die Rede sein, das unter dem Charakter der oben aufgestellten Idee der Schönheit erscheint, kürzer von dem Erhabenen, welches zugleich schön (mithin geistig-sinnlich) ist. Es wird durch das Zusammenwirken großer Kräfte erzeugt und muß darum auch das Gemüth mit Macht bewegen und über das Gewöhnliche emportragen. — In der Wirklichkeit nun neigen sich die Gegenstände (der Natur und Kunst) größtentheils zu einer dieser beiden Erscheinungsformen (dem Erhabenen oder Anmuthigen) in verschiedenen Graden hin. In der Kunst, deren Princip die Schönheit ist, soll die Anmuth durch Kraft gestärkt, das Erhabene durch Anmuth gesänftigt sein, und so suchen beide, das männliche und das weibliche Schöne, gleichwie die beiden Geschlechter der Menschen zur gegenseitigen Ergänzung und vollkommenen Vereinigung in der Menschheit liebend hinstreben, sich in den höchsten Werken der Kunst in einer Schönheit zu vereinigen. Das Schöne ist ferner Naturschönes und Kunstschönes, und stellt sich dort bewußtlos, hier durch den weltumfassenden Geist des Künstlers dar. Von dieser Eintheilung ist zu unterscheiden eine andre häufig vorkommende: die Natur- und Idealschönheit, welche selbst das Gebiet des Kunstschönen bestimmen soll, und durch jene das in die Kunst übergetragene Naturschöne, durch diese das in dem Kunstgebiete ideenmäßig und ur-

sprünglich erzeugte Schöne bezeichnet, oder auf die mehr oder minder künstliche (intellectuelle und artistische) oder einfachere Bildung (Naturalismus) hindeutet, welche die Werke der Kunst verrathen oder voraussetzen. In der Kunst kann endlich das Schöne sich ebensowol unter dem Charakter des Ernsten als des Scherzenden darstellen. Das Komische also wird ebenfalls als eine Gattung des Schönen anzusehen sein, wenngleich es seinem Begriffe zu widerstreiten scheint. Jede Kunst beruht aber auf einer eigenen Darstellungsform der Schönheit.

Schön (v.), königl. preuß. wirklicher Geh.-Rath und Oberpräsident der beiden Provinzen Ost- und Westpreußen. Vor der 1824 erfolgten Versetzung des Landeshofmeisters v. Auerswald in den Ruhestand war er Oberpräsident der Provinz Westpreußen zu Danzig, früher Geh. Staatsrath und Präsident der litthauischen Regierung. Der verstorbene Scheffner schildert ihn als einen Mann von eigner Kraft und Gewandtheit, der, in jeder zu s. Fach erfoderlichen Wissenschaft vollkommen unterrichtet, ganz seinem Berufe lebt. Hr. v. Sch. hat stets für das Beste der unter seiner Leitung stehenden Provinzen mit Einsicht, Kraft und Thätigkeit gesorgt. So that er 1812 alles Mögliche, um die Ausführung der Vermögens- u. Einkommensteuer im Königr. Preußen zu hintertreiben, weil er glaubte, daß dieses von dem Kriege und bei dem Durchmarsche der franz. Heere nach Rußland ganz erschöpfte Land nicht vermögend sei, jene Steuer aufzubringen. Er verfolgte s. Widerspruch mit solcher Beharrlichkeit und solchem Eifer, das er darüber in fiscalischen Anspruch genommen wurde. Die bald darauf eintretende Katastrophe von 1813 hat diese Sache in Vergessenheit gebracht, nicht aber das Verdienst des Mannes. Der Staatskanzler Hardenberg würdigte ihn seines Vertrauens. Auch war er in der letzten Zeit bei den Berathungen über das Provinzial-Ständewesen, unter dem Vorsitze des Kronprinzen, in Berlin

gegenwärtig. Die Wiederherstellung der Marienburg ist hauptsächlich unter seiner Mitwirkung erfolgt.

Schönborn, Reichsgrafen v., Erbtruchsesse in den Ländern unter und ob der Ens, wurden 1806 mediatisirt. Die Linie Schönborn-Buchheim oder der österreichisch-ungarische Zweig besitzt: a) die mittelbaren Herrschaften Schönborn (Dorf, Amt, schönes Schloß und großer Garten, im Lande unter der Ens), Weierburg, Mautern und Rossatz in Oesterreich (zus. 13,500 Ew.), b) die Herrschaft Munkacs und St.-Miklos (1 Stadt, 6 Fl., 3 Schlösser und 181 D.) in Ungarn; überhaupt 300,000 Fl. Eink. Die Linie Schönborn-Wiesentheid besitzt die vormals reichsunmittelbaren Güter Wiesentheid, Zeilitzheim, Pommersfelden bei Bamberg mit der ausgezeichneten Gemäldegalerie, Weiher, Krombach und Spessart ($3\frac{1}{4}$ QM., mit 9200 Ew.), die seit 1806 unter der Landeshoheit von Baiern stehen, und die mittelbaren Herrschaften Arnsfeld in Steiermark, Waldenstein in Illyrien und 3 andere in Böhmen, überhaupt mit 28,000 Ew. Seit 1814 hat sie von Sch.-Buchheim die Herrschaft Heußenstamm ($\frac{1}{2}$ Q.-M., 1520 Ew.), unter großherz. hessischer Hoheit, eingetauscht. Die Eink. dieser Linie werden auf 250,000 Fl. geschätzt. Dem k. bairischen Standesherrn Grafen Franz Erwin von Schönborn-Wiesentheid, dessen Standesherrschaft Wiesentheid (Mrktfl.) im bairischen Untermainkreise liegt ($2\frac{3}{4}$ QM., 5269 Ew. und 75,000 Fl. Eink.), gehört das zu Gaibach befindliche Residenzschloß mit einer ausgewählten, besonders durch Handschriften merwürdigen Bibliothek u. einem schönen Garten, in welchem der kunstliebende Besitzer zur Verewigung der neuen Verfassung Baierns eine canelirte dorische Säule auf einem dreifachen Sockel von randersacker marmorartigem Stein, 90 Fuß hoch, errichtet hat. 1825 gründete der Graf hier ein Denkmal für Schiller.

Schönbrunn, s. Wien.

Schönburgische Länder, Standesherrschaft der Fürsten und Grafen von Schönburg, im Königreich Sachsen, im Muldethale des erzgebirgischen Kreises; $11\frac{1}{3}$ QM. groß, mit 90,000 Ew. und der Hauptstadt Glauchau. Außerdem gehören noch dazu einige Güter in Böhmen, Baiern und Preußen. — Die Herren zu Schönburg leiten ihren Ursprung ab von Alban Schönburg, dem Kaiser Otto I. 936 in der Reichsdomaine Zwickau die Vertheidigung des Landes gegen die Sorben übertrug. Ernst von Schönburg (st. 1534) besaß die genannten 5 **Feuda majora** und stiftete durch s. Söhne Hugo u. Wolfgang die beiden Hauptlinien: Waldenburg und Penig, welche 1700 die reichsgräfl. Würde bestätigt erhielten. I. Die waldenburger, 1790 in den Reichsfürstenstand erhobene, od. die obere fürstl. Hauptlinie zu Waldenburg, welche ungefähr 8 QM. mit 29,000 Einw. und 100,000 Thlrn. Eink. besitzt, hat sich 1816 in 2 Aeste getheilt: a) Stein-Waldenburg: Fürst Otto Victor, residirt zu Waldenburg, besitzt die mit der Erstgeburt verbundenen Herrschaften Waldenburg, Lichtenstein und Remissa nebst den Rittergütern Kallenberg, Reichenbach, Tirschheim, Ziegelheim und Oelsnitz, sämmtlich unter k. sächs. Souverainetät; b) Stein-Hartenstein: Fürst Alfred (der Bruder des Fürsten Otto Victor zu Waldenburg), der zu Hartenstein residirt, und dem seit 1813 die Herrschaften Stein und Hartenstein nebst dem Rittergute Zschocken (zusammen 13,000 Ew.) gehören. Ein dritter Bruder, Fürst Eduard (kathol. Religion), ist Herr der böhm. Herrschaft Dobritschan und Tuhorschitz. Beide, nebst dem jüngsten Bruder, dem Prinzen Hermann, und ihren Schwestern, besitzen gemeinschaftlich mit ihrer Mutter, nach gewissen Antheilen, die im Baireuthschen liegenden Güter Schwarzbach und Förban, sowie die ererbten, vormals gräfl. Podewills'schen Güter Tempelhof bei Berlin, Gusow und Platkow bei Frankfurt a. d. O., und die im schlaweschen Kreise

von Hinterpommern gelegenen Güter Wusterwitz, Buddiger, Balentin und Schmarsow. II. Hauptlinie des Hauses Schönburg, oder die gräfl. Hauptlinie zu Penig, welche ungefähr 8 QM. mit 26,800 E. und etwa 35,000 Thlr. Eink. besitzt, theilte sich 1662 in 2 Aeste: a) Penig-Remissa, und b) Penig-Penig. Der Ast Penig-Remissa theilte sich 1746 in die beiden Familien: aa) Schönburg-Rochsburg: Graf Heinrich Ernst zu Rochsburg, mit dessen Tode (19. April 1825) dieser Ast erlosch, und bb) Schönburg-Hinterglauchau: Graf Ludwig zu Glauchau. Der Ast Penig-Penig oder Wechselburg besitzt die vordere Herrschaft Glauchau und Penig, wie auch Wechselburg, welche seit 1815 dem Grafen Karl Heinrich Alban gehören.

Schöndruck heißt i. d. Bchdrckkst. die erste Form von einem Bogen, der die Primen-Signatur führt, welche gewöhnlich zuerst eingehoben und abgedruckt wird. Die zweite Form heißt der Widerdruck, weil sie auf die andere Seite des Bogens, gleichsam der ersten Form gerade entgegen, gedruckt wird.

Schöne Künste, s. Kunst.

Schöne Wissenschaften (belles lettres) nannte man sonst die Dichtkunst und Beredtsamkeit, welche beide zu den Künsten gehören, weil man die Worte Wissenschaft und Kunst, wie die Alten επιστημη und τεχνη, scientia und ars, oft gleichbedeutend nahm und so das Verschiedenartige verwechselte. (Vgl. Kunst.) Den Unterschied der schönen Wissenschaften und Künste setzte man sonst in die Verschiedenheit der Zeichen, deren sie sich zur Darstellung derselben Gegenstände bedienen. Die schönen Wissenschaften, sagte man, bedienen sich der willkürlichen Zeichen, worunter man die menschliche Sprache verstand; die schönen Künste dagegen bedienen sich der natürlichen, d. i. der Töne und sichtbaren Formen. Dann nannte man oft, wiewohl ebenfalls unrichtig, alle nicht strenge Wissenschaften schöne

Wissenschaften. Die Deutschen haben, nach genauerer Untersuchung über die Verschiedenheit der Künste und Wissenschaften, diesen Sprachgebrauch mit Recht aufgegeben, sodaß er fast nur noch historisches Interesse hat.

Schonen (schwedisch Skåne, südliche Landschaft in Schweden, zwischen dem Sund, der Ostsee, Blekingen, Halland und Smaland; 188¾ QM. groß, mit 333,800 Ew.; erzeugt Getreide, Taback, Obst und Hopfen. Bergbau auf Alaun, Kalk, Bleierze, Steinkohlen. Die Landschaft ist in die östliche Läne, Christianstadt, und südwestliche, Malmöhuus, abgetheilt. Die Hauptstadt ist Lund. Vormals gehörte sie den Dänen, ward aber im roeskildschen Frieden (1658) nebst den Landschaften Blekingen, Halland und Bahus an Schweden abgetreten. Schonen hat Ueberfluß an Getreide, vortreffliche Viehzucht, bedeutende Waldungen und ein gelindes Klima. Pferde sowohl als Rindvieh fallen hier größer und stärker als im übrigen Schweden. Auch die Bienenzucht wird mit Fleiß betrieben. In den Landseen u. an den Küsten findet man einen Ueberfluß an Fischen. Die vorzüglichsten Ausfuhrartikel bestehen in Getreide, Vieh und Holz. In dieser einzigen Landschaft von Schweden gibt es Störche u. Nachtigallen.

Schönheitsmittel. Alle Schönheitspflege kann nur darauf hinauskommen, die Gesundheit des Körpers und seiner einzelnen Theile zu erhalten und durch harmonische Ausbildung unserer Geistesvermögen, durch Bildung zur wahren Menschenwürde dafür zu sorgen, daß die edle Gesinnung auch äußerlich sich ausspreche. Denn wie körperliche Krankheit, so prägen auch niedere Leidenschaften, Laster u. ruheloses, unstätes Gemüth sich äußerlich in der Form des Menschen aus. Körperliche Schönheitspflege würde daher außer den allgemeinen diätetischen Regeln vorzüglich die Sorge für die äußern Organe des Körpers zu berücksichtigen haben, dahin gehört die Haut, die Haare,

Nägel und Zähne. Alle Pflege dieser äußern Theile kommt aber vorzüglich auf Reinlichkeit hinaus, daher die warmen und kalten Bäder und Waschungen in öfterer Wiederholung für die gesammte Haut das wichtigste und sicherste Schönheitsmittel sind; die Haare verlangen außerdem nichts weiter als von Zeit zu Zeit den Gebrauch eines milden Oeles oder Fettes, um die Geschmeidigkeit und das Wachsthum derselben zu befördern. Die Zähne erfordern außer dem öftern Ausspülen des Mundes mit reinem frischen (weder zu kaltem, noch eigentlich warmem) Wasser das Reinigen mit Hülfe einer nicht zu steifen Zahnbürste und eines Pulvers aus Kohle und einem zusammenziehenden Pflanzenstoffe, z. B. der Eichenrinde, der florentinischen Veilchenwurzel und ähnliche; harte, reibende, mineralische Zahnpulver, Zahnlatwergen und Zahntincturen sind zu verwerfen. Das Reinigen der Zähne muß täglich des Morgens und ebenso nach der Hauptmahlzeit geschehen, auch muß der schnelle Wechsel von kalten und heißen Speisen und Getränken, der häufige Genuß des Zuckers und das Ausstochern derselben mit metallischen Werkzeugen vermieden werden. So bedürften wir zur Schönheitspflege selbst nur wenige und einfache Mittel, und wirklich haben die meisten der empfohlenen Schönheitsmittel mehr den Zweck, gewisse Mängel der Schönheit zu verbessern oder zu verbergen, oder sie haben den (oft nur vermeinten) Zweck, diesen Mängeln vorzubeugen. Sehr oft erfüllen sie diese Zwecke nicht nur nicht, sondern haben selbst nachtheilige Folgen für die Schönheit und für die Gesundheit. Die Haut mild und weiß zu machen, empfiehlt man mehrere Wässer, Tincturen, Seifen und Pasten. Am bekanntesten ist eine Mischung aus Rosenwasser und Benzoetinctur (Verhältniß von 12 : 1), mit welcher man Abends die Haut zu waschen pflegt, das Reinwaschen und Abtrocknen geschieht erst am andern Morgen; ein unschuldiges, gewiß aber auch ganz unkräftiges

Mittel. Zu den zu diesem Zweck gebrauchten Tincturen kommt meistens Benzoe, Perubalsam, Mekkabalsam ꝛc. Die Wässer, die man zum Vertreiben der Hautflecke zu verkaufen pflegt, enthalten oft metallische Gifte und sind daher weder zweckmäßig noch unschädlich. Die Seifen sind um so besser, je vollkommener in ihnen die Sättigung der Lauge mit dem Oele oder dem Fette stattgefunden hat und je reiner das Fett ist; die wohlriechenden Zusätze verbessern die Seife nicht. Uebrigens muß nach dem Gebrauche jeder Seife der damit gewaschene Theil sorgfältig wieder mit reinem Wasser gereinigt werden, weil sonst die Haut, ebensowie von dem zu häufigen Gebrauche der Seife, leidet. Weit mehr als von der Seife sollte man von der Mandelkleie zum Waschen Gebrauch machen; diese nimmt jede Unreinigkeit, selbst aus den vertieften Hautstellen, weit besser hinweg, erhält die Haut weich, weiß und frei von jedem Ausschlage und hat statt des ekelhaften Geruchs der Seife einen höchst angenehmen Geruch ohne Parfum. Die Handpasten zum Waschen bestehen meistens aus zerriebenen Mandeln, mit Zusatz von Eidotter, Citronensaft, wohlriechenden Wässern und Oelen; die reine Mandelkleie hat jedoch außer der Wohlfeilheit auch noch den Vorzug vor ihnen, daß sie besser reinigt. Gegen Sommersprossen und Leberflecke dient oft der reine Citronensaft frisch aufgestrichen und erst nach mehreren Stunden wieder abgewaschen. Die Schminken sind fast sämmtlich schädlich, indem sie die Haut verderben oder wohl auch selbst innere Krankheiten veranlassen können. Die Pomaden sind sehr mannigfaltig, zum großen Theil entbehrlich, durch mineralische Zusätze und durch gewürzhafte Oele nachtheilig und für ihren Zweck leicht zu ersetzen durch eine Mischung aus einem Lothe Mandelöl und 15 Tropfen Perubalsam. Selbst das in neuern Zeiten berühmt gewordene Macassaröl möchte nicht viel Andres sein als eine ähnliche Mischung. Die zum Färben der Haare vorgeschlagenen

Mittel sind größtentheils sehr schädlich und können nur unter sorgfältiger Aufsicht eines Sachkundigen angewendet werden; ebenso die Mittel, Haare aus einzelnen Stellen des Körpers auf die Dauer zu entfernen.

Schopenhauer (Johanna), geb. 1770 zu Danzig, wo ihr Vater, Heinr. Trosina, Senator war. Sie verheirathete sich mit dem Banquier Heinr. Floris Schopenhauer. Dieser führte s. junge Gattin durch Deutschland nach Frankreich, von da nach London, wo sie länger weilten, und dann durch Brabant, Flandern nach Danzig zurück. Hier lebte sie bis zur Besitznahme dieser freien Stadt durch die Preußen 1793; die nächsten Jahre brachte sie mit ihrem Gatten in sehr angenehmen Verhältnissen in Hamburg zu. 1803 traten beide eine größere Reise an. Sie besuchten Holland, Nordfrankreich, England, Schottland, und gingen von da über Holland nach Paris, wo sie von dem berühmten Augustin gründlich in der Miniaturmalerei, die stets ihre Lieblingsbeschäftigung gewesen war, unterrichtet ward. Von Paris ging die Reisende durch Südfrankreich nach Genf, durchstreifte die Schweiz, sah München, Wien, Preßburg, Schlesien, Böhmen, Sachsen, Brandenburg, berührte Danzig, und kam nach 3 Jahren wieder in Hamburg an, wo sie ihren Gatten durch den Tod verlor. Sie nahm 1806 ihren Wohnsitz in Weimar, wo sich bald ein höchst angenehmer geselliger Verein um sie bildete, zu dem Göthe, Wieland, Heinr. Meier, Fernow, Bertuch, Falk, Fr. Majer und viele Literatoren und gebildete Frauen dieser Stadt gehörten. Jeder dazu geeignete Fremde war hier willkommener Gast. An Fernow, von dem sie die ital. Sprache erlernte, knüpfte sich bald ein schönes Freundschaftsband, das leider schon nach 2 Jahren der Tod dieses trefflichen Mannes löste. G. v. Kügelgen war um dieselbe Zeit nach Weimar gekommen und hatte Göthe's, Wieland's, Herder's und Schiller's Bildnisse ge-

malt. Eine Beschreibung dieser 4 Gemälde und später eine von mehreren Oelgemälden des Landschaftmalers Friedrich (in Bertuch's »Modejournal«) war das Erste, womit Mad. Schopenhauer als Schriftstellerin auftrat. Auf Cotta's Wunsch schrieb sie »Fernow's Leben« (1810). Zwei Jahre später gab sie »Erinnerungen von einer Reise durch England u. s. w.« heraus (2. Aufl. 1818); 1816 folgte ein Band »Novellen, fremd und eigen;« 1817 die »Reise durch das südliche Frankreich bis Chamouny« (2. Aufl. 1824, 2 Bde.) und 1818 die »Ausflucht an den Rhein und dessen nächste Umgebungen.« Feine Beobachtungen, verbunden mit einer leichten und anziehenden Darstellung, haben diesen Schriften gerechten Beifall erworben. Dann erschien der Roman »Gabriele,« ein meisterhaftes weibliches Charaktergemälde in einer reichen und mannigfaltigen Umgebung der vornehmen Welt, deren Schilderung der Verfasserin besonders gelingt (1819, 3 Bde., 2. Aufl. 1826), und ein Werk über »Joh. v. Eyk und seine Nachfolger« (1823, 2 Bde.), das sich insbesondere mit der Boisserée'schen Kunstsammlung beschäftigt. Seitdem hat sie sich ganz dem Novellenfache gewidmet. Ihre neuesten Schriften sind, außer einzelnen Erzählungen: »Die Tante,« ein Roman (1822, 2 Bde.); »Erzählungen« (1825—28, 6 Bde.), und der Roman »Sidonia« (1827 bis 1828, 3 Bde.).

Schöpf (Joseph), Frescomaler, geb. d. 3. Febr. 1745 zu Telfs im Oberinnthale in Tirol, studirte die Kunst in Innsbruck, Salzburg, Passau, Wien, und von 1776—84 in Rom, wo er ein Freund David's, Füger's, Zauner's u. A. war. Der Minister Graf Firmian zu Mailand zeichnete diesen talentvollen Künstler sehr aus. Man kennt von ihm mehrere treffliche Gemälde in Oel, z. B. Amor und Psyche, die von Aktäon erblickte Diana. Viele der besten Frescogemälde und Altarbilder in den Kirchen Tirols sind von diesem Meister, der sich ge-

wöhnlich Giuseppe Schöpf, Tyroleſe, unterzeichnete. Beinahe 80 Jahre alt, vollendete er 1820 den Plafond in der Servitenkirche zu Innsbruck, des h. Joſephs Abſchied von der Welt und deſſen Eintritt in den Himmel.

Schöpflin (Johann Daniel), geb. den 8. Sept. 1694 zu Sulzburg im Breisgau, ſtudirte zu Baſel und Straßburg und ward 1720 Prof. der Geſchichte und Beredtſamkeit. 1726 bereiſte er Frankreich, Italien und England. Nach ſeiner Rückkehr erhielt er ein Kanonicat an St.-Thomas. Auch ward er franz. Rath und Hiſtoriograph. Die Geſchichte des Elſaſſes beſchäftigte ihn; um Materialien dafür zu ſammeln, beſuchte er die Niederlande, Deutſchland und die Schweiz. Die Frucht dieſer Bemühungen war 1751 der 1. Bd. ſ. »Alsatia illustrata« (Fol.). Als er dieſes Werk dem Könige von Frankreich überreichte, benutzte er dieſe Gelegenheit, für die Privilegien der proteſtant. Univerſität Straßburg zu ſprechen, und bewirkte deren Beſtätigung. Der 2. Bd. der »Alsatia illustrata« erſchien 1761. In der Zwiſchenzeit gab er die »Vindiciae celticae« heraus, worin er bewies, daß die Kelten ein ganz von den Germaniern verſchiedener Volksſtamm waren. Als Nachtrag zu ſ. »Geſchichte des Elſaſſes« wollte Sch. noch eine Urkundenſammlung und eine Sammlung der Geſchichtſchreiber dieſer Provinz liefern, die jedoch erſt nach ſ. Tode von Koch unter d. T.: »Alsatia diplomatica« und »Alsaticarum rerum scriptores« herausgegeben wurden. Sch.'s letztes großes Werk war eine Geſchichte ſ. Geburtslandes in 7 Bdn., 4., die »Historia Zaringo-Badensis« (1763—66). Von ſ. kleinern Abhandlungen ſind mehrere in den »Denkſchriften der franz. Akademie der Inſchriften« gedruckt. Er ſtarb zu Straßburg den 7. Aug. 1771. Seine ſchöne Bibliothek u. ſ. reiches Muſeum vermachte er der Stadt

Straßburg, letzteres hat Oberlin in s. »Museum Schöpflinianum« beschrieben.

Schöpfung wird diejenige freie Handlung der Gottheit genannt, wodurch die Welt hervorgebracht wurde, in Beziehung auf das Geschaffene der Inbegriff aller außer Gott vorhandenen Dinge. Da sich der Begriff der Schöpfung nicht ohne einen Schöpfer denken läßt, so kann er auf die Art der Weltentstehung, welche die Corpuscularphilosophie annimmt, nicht angewendet werden. Auch stimmt die in den orientalischen Kosmogonien und in den philosophischen Systemen der alten Griechen vorwaltende Meinung von der Ewigkeit der Materie, nach welcher dem geistigen Princip nur das Geschäft, die vorhandenen Stoffe zu ordnen und zu gestalten, zukommt, die daher entstandene Lehre von einem der höchsten Gottheit untergeordneten Weltschöpfer und die Meinung des Kirchenvaters Origenes, welcher sich das Dasein anfangsloser Weltenreihen vor Entstehung des gegenwärtigen Weltsystems dachte, mit dem biblischen und christlichen Glauben nicht überein. Nach diesem Glauben hat Gott die Welt in Ansehung auf Stoff und Form aus Nichts, d. h. ohne einen vorhandenen Stoff dazu zu haben, bloß durch das Machtwort seines Willens geschaffen. Der kirchliche Lehrbegriff unterscheidet diese erste unmittelbare Schöpfung, welche das Ganze der Welt hervorbrachte, von der mittelbaren Schöpfung, welche durch die in die Natur gelegten Kräfte jedem Geschöpfe sein Dasein gibt. Die Philosophie der Neueren unterstützt den christlichen Glauben, indem sie darthut, daß die Materie ihrer Natur nach veränderlich und vergänglich sei und ohne einen von ihr verschiedenen, reingeistigen Urheber nicht hätte entstehen können. Vergl. Krüger's »Geschichte der Urwelt,« 2 Bde. (Quedlinburg 1824 und 1825).

Schöppen, Schöffen (lat. **Scabini**), 1) die Beisitzer in

den Gerichten, besonders in Dorfgerichten, wo sie bloß der Form und der Ordnung wegen zugegen sein müssen und nebst dem Richter und Gerichtshalter das Personale des Gerichts ausmachen; 2) gewisse, vom Staate angestellte Justiz-Collegien, welche über die an sie geschickten Rechtssachen ein Urtheil fällen (schöpfen — aus den Rechten) müssen. Ursprünglich waren sie freigeborne, von den Richtern gewählte Beisitzer, die Rath gaben und selbst auch Urtelssprüche machten. Im Mittelalter stiftete man ganze Collegien von rechtserfahrnen Männern (Schöppenstühle), welche als die einzigen, des Rechts damals Kundigen, den obrigkeitl. Personen die Urtheilssprüche fertigten und deren Ansehn, besonders bei dem Magdeburgischen Schöppenstuhle, nach und nach so hoch stieg, daß selbst Ausländer sich ihren Aussprüchen unterwarfen. In der Folge, als, besonders seit 1495, das röm. und canon. Recht mit aufgenommen wurde, und auch die Juristenfacultäten gleiches Recht, Urtel zu sprechen, erhielten, verloren sie an ihrem Ansehn; doch haben wir jetzt noch mehrere berühmte Schöppenstühle, und Kur- (oder jetzt Königreich) Sachsen hat gegenwärtig noch zwei, nämlich zu Leipzig (schon 1420 vorhanden), und den alten Berg-Schöppenstuhl zu Freiberg, der in Bergwerkssachen spricht. Vor der verhängnißvollen Theilung Sachsens hatte dieses auch noch den Schöppenstuhl zu Wittenberg seit 1536.

Schoreel (Joan oder Hans v.), berühmter niederländischer Maler, erhielt diesen Zunamen von s. Geburtsorte Schoreel, einem Dorfe bei Alkmaar, wo er 1495 die Welt betrat. Sein Meister, Wilh. Cornelis, war nicht ohne Talent, aber rauh und eigennützig u. dem Trunk ergeben, und so gehörte Sch.'s Eifer dazu, nicht von der betretenen Bahn verscheucht zu werden. 17 Jahre alt, sah er sich endlich frei und wanderte nun nach Amsterdam in die Werkstätte des Jakob Cornelis, eines der berühmtesten Maler und Holzschneider jener

Zeit, bei dem er mehrere Jahre lang das glücklichste Künstlerleben führte. Doch immer nach Höherm strebend, ging er, von den Segenswünschen des Meisters und den Thränen von dessen jüngster Tochter, die Sch. liebgewonnen hatte, begleitet, zu dem ersten aller damals lebenden Meister, Joh. von Mabuse in Utrecht, dem Maler des Bischofs Philipp von Burgund. Das wüste Leben desselben vertrug sich indessen keineswegs mit dem frommen Sinne des jungen Sch., u. so wanderte er nach und nach in mehrere große Städte, wo Maler einen Ruf hatten, besonders nach Köln und Speier, wo er Baukunst und Perspective studirte. Auch zu Dürer in Nürnberg kam er und ward herzlich willkommen geheißen. Doch da vertrieb ihn wieder Dürer's Vorliebe für Luther, und so gelangte er endlich durch Kärnthen, 22 J. alt, nach Venedig. Ein Landsmann von ihm, der Klosterbruder war, beredete ihn hier ohne Mühe, eine Wallfahrt nach Palästina mitzumachen, wo Sch.'s Phantasie nun an den Ufern des Jordans reiche Nahrung fand. Drei Jahre blieb er in den heiligen Mauern Jerusalems, und ein großes Gemälde ist vielleicht von ihm noch in der Kirche daselbst an der Stätte, wo Christus geboren worden sein soll. Auf der Heimkehr weilte er auf Rhodus, welches er nebst der umliegenden Gegend aufnahm, dann in Rom bei den Werken Raphael's, Mich. Angelo's und Giulio's, bis Adrian VI., ein Niederländer aus Utrecht, 1522, den päpstl. Stuhl bestieg und ihm die Aufsicht über das Belvedere auftrug. Adrians Tod im folgenden Jahre trieb ihn endlich über Frankreich und Amsterdam in die Heimath zu gehen und um die zurückgelassene Geliebte anzuhalten. Sie war ihm nicht treu geblieben. Sch. aber faßte nun den Entschluß, bloß der Kunst hinfort zu leben. Und so arbeitete er manches treffliche Stück im Hause seines Gönners, des Dechanten Lockhorst in Utrecht, z. B. den Einzug Christi in Jerusalem, auf welchem Bilde die

Stadt treu nach der Natur dargestellt war (nachher in dem zu Utrecht), sowie, als hier bürgerliche Unruhen entstanden, in Harlem, im steten Umgange mit den Edelsten und Gebildetsten des Landes, die den vielgewanderten und unermüdeten Künstler liebgewannen, u. von Zeit zu Zeit andere Städte in den Niederlanden besuchend, für die er ehrenvolle Aufträge erhielt. So bat man ihn, ein großes auf 4 Flügelthüren auszuführendes Altargemälde in der Marienkirche zu Utrecht zu übernehmen, das nachher Philipp II. 1549 für Spanien erkaufte. Selbst nach dem hohen Norden drang sein Ruhm, und Schwedens König sandte ihm einen Ring, einen Marderpelz und seinen eignen Eisschlitten mit vollständigem Geschirre. Seine Landsleute nannten ihn die Fackel der flandrischen Maler, auch eignete er sich wirklich den Geschmack der Italiener an. Zu seinen Schülern gehört auch Mart. Hemskerk. Sein Freund war Johann Everard (Joannes Secundus), den er auch malte. Am 6. Dec. 1562 starb er.

Schörl, Schirl, s. Turmalin.

Schortmann, Mechaniker zu Buttstedt. Erfand um 1818 ein, mit einer Tastatur versehenes, Instrument, worauf man den Ton der Harmonika, der Clarinette, des Horns, der Oboe und den Bogenstrich der Violine in höchster Fülle und Reinheit vernimmt.

Schott (Heinrich August), ordentl. Prof. der Theologie zu Jena u. großherz. sächs. Kirchenrath, geb. am 5. Dec. 1780 zu Leipzig. Von seinen Schriften nennen wir: »**Novum Testamentum Graec., nova versione illustrat.**« (zuerst 1806, verb. 1811), sowie »**Pentateuchus ex sermone hebr. in latin. translat. auct. D. H. A. Schott et D. J. F. Winzer,**« gelten als verdienstliche Arbeiten. Nach den Ansichten des Supranaturalismus, für welchen sich Sch. auch anderwärts erklärt hat, ist s. »**Epitome theologiae christianae dogmaticae**« (2. A., 1822) gearbeitet. Das Studium der Kanzelbe-

redtſamkeit ſuchte er nicht nur durch ſ. »Kurzen Entwurf einer Theorie der Beredtſamkeit, mit beſonderer Anwendung auf die Kanzelberedtſamkeit« (2. A., 1813), ſondern auch durch ein größeres, von reicher Beleſenheit und Forſchung zeugendes Werk: »Die Theorie der Beredtſamkeit, mit beſonderer Anwendung auf die geiſtliche Beredtſamkeit in ihrem ganzem Umfange« (1815 u. 1824, 2 Bde.), zu fördern.

Schottland, 1) (Geogr.), (Scotland, Nordbritannien), der nördliche kleinere Theil von Großbritannien, grenzt ſüdlich an England, öſtlich an das deutſche Meer, nördlich an das Nordmeer, weſtlich an das caledoniſche Meer, iſt mit den Inſeln u. Binnenſeen 1461 QM. groß, mit 2,094,000 Ew. und durch die Natur in die Nieder- und Hochlande getheilt. Jene ſind fruchtbar, letztere beſtehen aus Bergen, Thälern und Moräſten. Die größten Gebirge ſind das Grampian-, das Cheviot-Gebirge, die Pentland-, Lowther-, Lead-Ochilhills. Von den Flüſſen ſind der Tweed, Spey, Clyde, Tay, Neſſe, Dee, von den Landſeen der Lomond, Shiel, Neß, Tay die größten. Von den Kanälen verbinden der Glasgower Kanal den Forth mit der Clyde und der caledoniſche Kanal den Murray- und Linne-Meerbuſen in Mittel- und Nordſchottland. Bergbau auf Steinkohlen, Silber, Kupfer, Eiſen, Blei; Getreide-, Hanf-, Flachs- u. Tabacksbau, Viehzucht, Fiſchfang, namentlich Härings- und Stockfiſchfang; Manufakturen und Fabriken in Leinen-, Baumwollen- und Wollenzeugen, in Stahl, Eiſen und Papier; Schifffahrt und Handel. Schottland iſt in Süd-, Mittel- und Nordſchottland, und dieſe wieder mit Einſchluß der nördlichen und weſtlichen Inſeln in 31 Shires und 2 Stewartrys eingetheilt. Die Hauptſtadt iſt Edinburgh. Zu Schottland gehören die Hebriden-, Orkadiſchen und Shetlands-Inſeln. 2) (Geſch.). Die früheſten Bewohner Schottlands gehörten wahrſcheinlich zu dem großen Celtenſtamme. Die Römer, die ſchon 50 Jahr v. Chr. in Süd-

britannien herrschten, besetzten 130 Jahr später auch Nordbritannien oder Caledonien, ein Name, der im weitesten Sinne den ganzen Landstrich vom Tweed bis an das nördlichste Ende des Landes bezeichnete; das eigentliche Caledonien aber begriff nur die Landschaften Stratherne, Argyle, Breadalbane, Athol und Perth. Die Caledonier, ein roher, aber tapferer Volksstamm oder Völkerbund, setzten den Römern einen hartnäckigen Widerstand entgegen; diese erbaueten daher, um ihre Grenzen zu sichern, unter Hadrian's Regierung eine feste Mauer zwischen dem Solway und dem Tyne, und 20 J. später eine zweite ähnliche Schutzwehr. 1823 ward in der Grafschaft Fife in Südschottland eine alte römische Colonie, die **Urbs Orea** des Titus und Ptolemäus aufgefunden. (Die Fundamente von 30 Häusern in 3 Reihen, und ein großer dreieckiger, aus einem Felsen gehauener Tisch auf einer Säule und einem Fußgestelle ruhend, wahrscheinlich eine Art Sonnenuhr.) Die Bewohner des Landes theilten sich nach dem 2. Jahrh. in 2 Hauptvölker, die Scoten, im Hochlande jenseits der Grampianberge angesiedelt, und die Pikten, die diesseits im Niederlande wohnten. Jene scheinen aus Irland herüber gekommen zu sein. Beide Völker fochten zuweilen vereint gegen die Römer, waren aber häufig in Fehden mit einander, bis im 9. Jahrh. der Scotenkönig Kenneth II. die Pikten bezwang und beide Völker und Reiche u. d. N. Schottland vereinigte. Das Christenthum scheint im 6. Jahrh. durch irländische Mönche verbreitet worden zu sein. Die Reihe der ältern Könige ist ungewiß. Erst mit Malcolm III., genannt Cammore, dem Sohne des von Macbeth ermordeten Duncan, kommt Licht in die dunkle Sagengeschichte des Landes. Bei einem Einfalle, den er in der 2. Hälfte des 11. Jahrh. in England machte, entführte er viele Gefangene. Durch diese und viele Fremdlinge, die bald nach der Eroberung Englands durch die Normänner sich ansiedelten, wurden in Südschottland

das überhaupt früher als das nördliche Fortschritte in der Gesittung gemacht hatte, Sprache, Sitten, Kenntniß und Gebräuche der Angelsachsen eingeführt. Die Hochlande lagen noch in tiefer Barbarei. Schon im 12. Jahrh. bestand eine Lehnsabhängigkeit der schottischen Könige von den englischen, und obgleich Richard I., um Geld zum Kreuzzuge zu erhalten, diese Oberherrlichkeit ablösen ließ, so gaben doch die später erneuerten Ansprüche oft Anlaß zu blutigen Kriegen zwischen beiden Ländern. Nach dem Aussterben der männlichen Linie des alten schottischen Herrscherstammes (1289) errang der König von England, Eduard I., durch Einmischung in den Streit der Kronbewerber die Oberherrschaft über Schottland. Der großherzige Wilhelm Wallace erlag in dem Versuche, Schottlands Freiheit zu retten; Robert Bruce aber, ein Abkömmling des alten Fürstenstammes, gewann (1306) die Krone u. sicherte durch den Sieg bei Bannockburn (1314) die Unabhängigkeit seines Vaterlandes. Was sein Heldengeist errungen hatte, konnten seine schwächern Nachfolger nicht behaupten, und die meist unglücklichen Kriege mit England dauerten fort, da der alte Bund Schottlands mit Frankreich, der durch die feindliche Stellung beider Länder gegen England herbeigeführt wurde, der Zwietracht immer neue Nahrung gab. Robert Bruce's Mannsstamm erlosch schon 1371, und das verwandte Haus Stuart kam auf den Thron. Die Kriege mit England und die häufigen vormundschaftlichen Regierungen in dem durch eigne Schuld unglücklichen Fürstengeschlechte trugen hauptsächlich dazu bei, die Macht des, wiewohl nicht zahlreichen Adels mehr als in andern Ländern zum Nachtheil der königl. Gewalt und des Gemeinwohls zu erheben, da in dem armen und gewerblosen Lande erst spät ein gebildeter Mittelstand aufkam. Zwar gab es auch hier, wie in England, schon früh eine den König beschränkende ständische Macht, die aus den unmittelbaren weltlichen Vasallen der Krone und

den um mehr als ein Drittheil zahlreichern geistlichen Baronen bestand; auch nahmen sie schon unter Robert Bruce die, jedoch nicht zahlreichen Städte Antheil daran; aber diese achteten ihre ständischen Vorrechte so geringe, daß sie noch im 15. Jahrh. durch Zwangsgesetze zum Erscheinen im Parlament angehalten werden mußten. Die Ständeversammlung bestand nur aus einer Kammer; daher scheuten die städtischen Abgeordneten die Gegenwart des mächtigen Adels, während dieser, nur des Kriegshandwerks kundig, die Arbeiten der Gesetzgebung gern der Geistlichkeit überließ. Des Königs Vorrecht war es, das Parlament zu versammeln und Gesetze vorzuschlagen, die immer angenommen wurden. Opposition galt mit Hochverrath für gleichbedeutend, und die mißvergnügten Glieder der Ständeversammlung konnten ihre Unzufriedenheit nur durch Ausbleiben zu erkennen geben. Die Rechtspflege gehörte zwar scheinbar dem Könige; die Kriegsmacht und der größte Theil der bürgerlichen Richtergewalt aber waren in den Händen der weltlichen Barone, welchen die geringern Edlen theils durch Verleihungen von Ländereien, theils durch Stammverbindungen, theils durch Anwartschaft auf Belehnungen anhingen. Eine Eigenheit des schottischen Lehnwesens war die Abgabenfreiheit zu einer Zeit, wo andere Länder, wie z. B. Frankreich, schon mit Steuern belastet waren, und der Umstand, daß die königl. Gewalt im Kriege geschwächt wurde, in Friedenszeiten aber wuchs, da im Kriege die Soldaten ihren Häuptlingen und nicht dem Könige gehorchten. Bis zu Anfange des 15. Jahrh. hatten die Schottländer nur geringe Fortschritte in der Gesittung gemacht. Krieg war die Beschäftigung des Adels, Jagd und wilde Zechereien der Zeitvertreib der Häuptlinge. Die Folgen des Despotismus, Knechtsinn, Trägheit und Dürftigkeit zeigten sich in auffallenden Zügen. Die Landleute, wiewohl stets durch Muth und Anhänglichkeit an ihr Vaterland ausgezeichnet, folg-

ten dem Beispiele, das ihnen die Rohheit ihrer Obern gab; von den Wohlthaten ihrer Lehnherren abhängig, kannten sie keine Gewerbsamkeit. Selbst die geringsten Manufakturerzeugnisse, z. B. Hufeisen, Sättel, Zäume, kamen aus Flandern. Der Ackerbau lieferte nur die nothdürftigsten Erzeugnisse, da gerade die fruchtbarsten Landschaften, das südliche Grenzland, stets den Verheerungen des Krieges ausgesetzt waren. Noch im Anfange des 15. Jahrh. mußte durch ein Strafgesetz befohlen werden, daß jeder Pachter, der mit 8 Ochsen pflügte, jährl. eine Metze Weizen, 2 Metzen Erbsen und 40 Bohnen aussäen sollte., Brot ward als Leckerbissen gegessen. Innere Fehden störten unaufhörlich die Herrschaft des Gesetzes, und wenn die Regierung den Frieden schützen wollte, geschah es durch Mittel, die ebenso viel Rohheit verriethen; so ward z. B. 1396 der Streit zweier feindlichen Stämme des nördlichen Schottlands durch einen gerichtlichen Kampf von 30 Kriegern aus jeder Partei in Gegenwart des Königs und s. Hofes geschlichtet. Jakob I., der als Gefangener in England erzogen, seine trefflichen Geistesanlagen in hohem Grade ausgebildet hatte, suchte durch kraftvolle Verwaltung Gesittung zu verbreiten und den Landfrieden herzustellen. Ein Obergerichtshof ward errichtet, die Anlegung von Gasthöfen in den Städten (1424) befohlen; Handwerker kamen aus Flandern. In der ständischen Verfassung wurde, da die Versammlungen, trotz der Strafdrohungen, nur unregelmäßig besucht wurden, 1428 eine Veränderung gemacht, wodurch die kleineren Barone und Freisassen von der gewöhnlichen Erscheinung befreit wurden, unter der Bedingung, daß aus jeder Grafschaft 2 gewählte Abgeordnete erschienen, die zugleich das Recht erhielten, den Sprecher (Präsidenten) des Parlaments zu wählen. Weniger gelang der Versuch, das nördliche Schottland, das unter mächtigen Häuptlingen stand u. von dem übrigen Lande durch hohe Berge getrennt und durch eine

eigne Sprache geschieden war, der Obergewalt der Könige gänzlich zu unterwerfen. Jakobs Reformen reizten den Uebermuth des Lehnadels. Ein Edler, Robert Graham, durch erlittene Gefängnißstrafe erbittert, verband sich mit Andern, dem Könige die Beschwerden des Adels vorzutragen; von seiner Heftigkeit aber hingerissen, sprang er in der Ständeversammlung von seinem Sitze auf, trat wüthend zu dem Throne und seine Hand an den König legend, rief er: »Ich verhafte Euch, im Namen der hier versammelten Stände Eures Reichs. Wie Euer Volk Euch Gehorsam geschworen, so seid auch Ihr durch einen Eid gebunden, nach dem Gesetze zu herrschen, nicht aber Eure Unterthanen zu kränken, sondern sie gerecht zu beschützen.« Und sich umsehend setzte er hinzu: »Hab ich nicht wahr geredet?« Er ward zwar sogleich verhaftet, zu Verbannung und Güterverlust verurtheilt; aber der Verwegene kündigte dem Könige aus seiner Verbannung in einem Briefe den Gehorsam auf und drohte ihm Rache. Mit Verschworenen verbunden, wozu selbst Jakobs Oheim gehörte, drang der Geächtete am Weihnachtsfeste 1437 ins Schloß, und der König wurde nebst seiner Gemahlin ermordet. Seine nächsten Nachfolger setzten den Kampf gegen den unruhigen Lehnsadel fort, während die Fehden mit England nur durch kurze Waffenstillstände unterbrochen wurden. Der argwöhnische Jakob III., der nach Gewaltherrschaft strebte, obgleich sein Geist dem Unternehmen nicht gewachsen war, unterdrückte alle Stände, suchte den Einfluß des Parlaments zu vernichten und führte die noch bestehende, in unsern Tagen so heftig angefochtene Gemeindeverfassung ein, indem er den Bürgern das alte Vorrecht, ihre Stadtobrigkeit zu wählen, entriß, und dem abgehenden Rathe die Wahl des neuen überließ. Er fiel feig im Kampfe gegen den empörten Adel. Unter seinem Nachfolger, Jakob IV., einem geistreichen Fürsten, begann eine bessere Zeit für Schottland, und seine

Vermählung mit Margaretha von England, Heinrichs VII. Tochter, legte den Grund zur spätern Vereinigung beider Länder. Die Rechtspflege wurde verbessert, der Landfriede gesichert und das Recht der städtischen Abgeordneten, zu den Steuerbewilligungen ihre Zustimmung zu geben, gesetzlich begründet. Schifffahrt und Fischerei wurden ermuntert; um Ackerbau und Gewerbsamkeit zu beleben, wurden die geringern Lehnsleute 1457 von persönlichen Kriegsdiensten befreit u. bloß zu Abgaben und landwirthschaftlichen Diensten verpflichtet. Die unwissenden Edelleute mußten bei schwerer Strafe ihre Söhne in der lat. Sprache und in den Wissenschaften unterrichten lassen, um sie zu Richtern und Beamten tauglich zu machen, eine Maßregel, die viel zur Verbreitung von Kenntnissen beitrug; die Erziehung der geringern Volksklasse aber blieb vernachlässigt, weil man sie für unnöthig oder gar der Lehnsabhängigkeit und der geistlichen Obergewalt nachtheilig hielt. Es konnte daher, ungeachtet im 15. Jahrh. 2 Universitäten, Glasgow und Aberdeen, gestiftet wurden, allgemeine Bildung doch nicht gedeihen. Ein neuer Krieg mit England, worein der König unbesonnen sich einließ, endigte (1513) mit der Niederlage bei Flodden, die ihm und vielen Edeln des Landes das Leben kostete. Dieses Unglück brachte Schottlands Unabhängigkeit wieder in Gefahr und stürzte das Land in neue Zerrüttungen, um so mehr, da eine minderjährige Regierung folgte, während welcher Parteiungen herrschten, die England benutzte. Seitdem war stets, bis zur Vereinigung beider Kronen, eine engl. Partei in der Regierung Schottlands wirksam. Jakobs V. Vermählung mit einer Verwandten des franz. Königshauses, Maria von Guise, knüpfte den Bund mit Frankreich fester. Der engl. Partei trat nun eine franz. entgegen, deren Ränke desto verderblicher wurden, da die Guisen durch dieselbe bald Gelegenheit fanden, ihren Eifer gegen die Reformation auch in Schottland wirken zu las-

sen. Die neue Lehre hatte durch mehrere schottische Edelleute, die in der ersten Zeit nach der Reformation in Deutschland gewesen waren, in Schottland früh Eingang gefunden, da es hier schon im 15. Jahrh. heimliche Anhänger Wiclef's gegeben hatte, die in mitternächtlicher Einsamkeit die Bibel in der engl. Uebersetzung lasen. Die in Schottland herrschende Unwissenheit unter Geistlichkeit und Laien setzte jedoch der Verbreitung des Lichts viele Hindernisse entgegen. Während in Deutschland, Holland, England und Frankreich die Wiederauflebung der Wissenschaften der Reformation vorausgegangen war und deren Fortschritte beschleunigte, hatte in Schottland gerade das Gegentheil statt, da der Anfang literarischer Bildung hier der Einführung der protestantischen Lehre folgte. So war die griech. Sprache lange nach der Zeit, wo man sie auf dem Festlande und in England schon mit Eifer trieb, fast noch ganz unbekannt in Schottland, bis endlich 1534 ein Edelmann, Erskine v. Dun, einen gelehrten Franzosen mitbrachte, der eine Lehranstalt in Montrose anlegte, die viele Schüler bildete. Die hebr. Sprache ward erst nach der Gründung der protestant. Kirche gelehrt. Patrik Hamilton, ein zum geistlichen Stande bestimmter Jüngling von edler Geburt, war der erste Schottländer, der sich öffentlich zur neuen Lehre bekannte. Er wurde (1538) verbrannt; aber die Flammen, die ihn und bis 1540 mehrere andere standhafte Bekenner verzehrten, leuchteten wie Feuerzeichen durch das Land. Es war Alles zu einer gänzlichen Umwandlung und zur gewaltsamen Einführung der neuen Lehre vorbereitet. Während die Geistlichen und an ihrer Spitze der eifrige und verfolgungssüchtige Cardinal Beaton der Verbreitung des Protestantismus sich widersetzten, gewann dieser bald unter dem Adel mächtige Anhänger. Die Bischöfe waren lange vor ihrem Falle ein Gegenstand des Neides und der Eifersucht der Edelleute, während die niedere Geistlichkeit sich durch ihre Unwissenheit

verächtlich und durch die Erpressungen, welche sie sich gegen die unteren Volksklassen erlaubte, verhaßt machte. Das Beispiel Englands gab dem Adel die Hoffnung, sich durch die geistlichen Güter zu bereichern, und der den Schottländern eigne Hang zum Nachdenken verschaffte der neuen Lehre leichtere Aufnahme, sobald die Hindernisse gehoben waren, die der Verbreitung derselben entgegenstanden. Dies geschah durch den auf den Antrag eines Edelmanns 1543 erfolgten Beschluß des Parlaments, der dem Volke das Lesen der Bibel in der Landessprache erlaubte. Seitdem wurden Uebersetzungen derselben in großer Anzahl aus England eingeführt, und überall erschienen Schriften, die den Stolz, die Anmaßung und den Aberglauben der kathol. Geistlichkeit mit Ernst und Spott angriffen. Joh. Knox trat nun mit seiner Unerschrockenheit und unerschütterlichen Standhaftigkeit an die Spitze der Reformation. Auf seinen Betrieb wurde 1560 eine Kirchenverfassung eingeführt, die theils von Genf, theils von der deutschen Kirche entlehnt war. Diese Verfassung war wesentlich auf Gleichheit gegründet; jeder Vorrang unter den Geistlichen wurde abgeschafft, und obgleich anfänglich sogen. Superintendenten das Aufseheramt der ehemaligen Bischöfe erhielten, so waren sie doch den eingeführten Synoden untergeordnet, wie diese der allgemeinen Versammlung (General assembly), die gleichfalls 1560 als die höchste kirchliche Behörde angeordnet wurde. Erst 30 Jahre später ward die republikanische Form der Verfassung vollendet, als an die Stelle jener Aufseher die Presbyterien kamen, die aus den Geistlichen und Kirchenältesten mehrerer benachbarten Kirchspiele bestanden. Der Sieg der Reformation wurde vorzüglich durch die Zerrüttung begünstigt, worein Schottland nach Jakobs V. Tode und während der Minderjährigkeit seiner Tochter Maria Stuart gerieth. Ihre Mutter, die Regentin, konnte ungeachtet der franz. Kriegsvölker, die sie nach Schott-

land gerufen hatte, die Anhänger der neuen Lehre um so weniger bezwingen, da der Argwohn, den sie durch ihre unkluge Nachgiebigkeit gegen franz. Rathgeber erregte, viel dazu beitrug, die Sache der Reformation mit der Beschützung politischer Freiheit zu verflechten. Als ihre Tochter den Thron bestieg (1560), war der Sieg schon entschieden. Maria sah in den Mächtigen, die ihn errungen hatten, ihre Stützen; daher blieb sie, ungeachtet ihrer offen erklärten Anhänglichkeit an den Glauben ihrer Väter, lange ihrer Aussage treu, die eingeführte Glaubenslehre und die Gewissensfreiheit zu schützen. Wenn sie auch später durch ihren Oheim, den Cardinal von Lothringen, sich verleiten ließ, einem Bunde zur Ausrottung der protestant. Lehre beizutreten und dadurch Argwohn gegen ihre Gesinnungen erweckte, so war es doch nicht ihre, dem Volk freilich verhaßte Ergebenheit gegen den Katholicismus, sondern vielmehr die Parteiung des von der Königin Elisabeth aufgereizten Adels, was ihren Sturz herbeiführte, als sie durch Leidenschaft zu Unbesonnenheiten verleitet und selbst von dem schrecklichsten Verdachte verfolgt, die Achtung des Volks verloren hatte. Sobald ihre Gegner sich der Staatsgewalt und der Vormundschaft über den unmündigen Thronfolger Jakob VI. bemächtigt hatten, und ihres Vaters unehelicher Sohn, der Graf v. Murray, an die Spitze der Regentschaft getreten war, wurde die Herrschaft des Protestantismus völlig gesichert. Vgl. Cook's gründl. und unparteiische »History of the reformation in Scotland« (bis zu ihrer gesetzlichen Befestigung 1567, 2. Aufl., Edinburg 1819, 3 Bde.). Die spätern Schicksale des Landes bis zur Union mit England wurden meist durch die Religionsunruhen bestimmt, die es während des 17. Jahrh. zerrütteten. Jakob VI. war bei aller Gelehrsamkeit, womit er eitel prahlte, nicht fähig, dem zerrütteten Zustande des Landes abzuhelfen. Der wilde unlenksame Geist des Adels erweckte zahllose und grausame

Fehden. Ungestraft wurde gemordet. Der König, zu schwach, durch Strafen abzuschrecken, oder zu träge, dem Frevel zu steuern, blieb müßiger Zuschauer, und seine kraftlose Verwaltung ward verächtlich. Die Zwietracht, worein er bald mit den presbyterianischen Geistlichen gerieth, gab zu neuen Störungen und zu Erschütterungen des königl. Ansehns Veranlassung und war der erste Anlaß zu seinen spätern Schritten gegen eine Kirchenverfassung, deren republikanische Form seinen Ansichten der Fürstengewalt durchaus entgegen war. Die presbyterianischen Prediger gaben ihm freilich durch den strengen Eifer, womit sie nach der freimüthigen Sitte der Zeit öffentlich gegen Verwaltungsmaßregeln sprachen, welche die Glaubensfreiheit zu bedrohen schienen, nicht selten Ursache, sein Ansehn für bele[illegible] zu halten. Als er 1603 den engl. Thron bestiegen hatte, konnte er zwar das Vorhaben, beide Reiche zu vereinigen, nicht durchsetzen, aber sein Uebergewicht war allmälig so gestiegen, daß der beharrlich verfolgte Entwurf, die bischöfl. Kirchenverfassung in Schottland einzuführen, 1610 völlig gelang. Das bischöfl. Kirchenwesen war hier jedoch von der engl. Kircheneinrichtung sehr verschieden. Die schottischen Bischöfe hatten weder richterliche Gewalt noch ähnliche Vorzüge, und ihre Einkünfte bestanden bloß aus den dürftigen Ueberresten des nicht veräußerten ehemaligen Kirchengutes. Die unzeitige Herstellung der Bischofswürde erregte Argwohn bei allen Klassen des Volkes, und als der König in der Folge eifrig bedacht war, einen Theil der gottesdienstlichen Gebräuche der englischen Kirche in Schottland einzuführen, stieg das Mißvergnügen immer höher.

(Beschluß d. A. im nächsten Bdchn.)

Ende des vierundfunfzigsten Bändchens.